

# Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Líbero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91,  
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 23

São Paulo, 30. November 1912

IX. Jahrg.

## Zur gefälligen Beachtung!

Wir ersuchen alle diejenigen Leser, welche mit ihrem Abonnement im Rückstande sind, den Betrag ehestens einzusenden, um eine Unterbrechung in der Zusendung zu vermeiden.

Die Expedition.

## Sind türkische Niederlagen deutsche Niederlagen?

„Alle verbündeten Balkanheere führen Geschütze französischer Herstellung, die geschlagenen Türken Kruppsche Kanonen! Der Zusammenbruch der Türkei ist eine Niederlage des deutschen Militarismus, und bei Kirk Kilisseh sind nicht so sehr Abdullah Pascha und Mahmud Muktar Pascha mit ihrer Armee als vielmehr die deutsche militärische Schule besiegt worden!“ Seit dem ersten bulgarischen Erfolg finden wir in englischen und französischen Blättern diese und ähnliche Gedanken, bald in epigrammatischer Kürze, bald in langen Darlegungen erörtert. In seinem blinden Haß gegen die bestehende Gesellschaftsordnung schließt sich natürlich der Berliner „Vorwärts“ diesen hämischen Bemerkungen an, um die Bankrotterklärung des deutschen militärischen Systems seinen gläubigen Lesern als erwiesen hinzustellen. Daß diese Beistimmung Wasser auf die Mühlen der deutschfeindlichen Elemente treibt, die nach Kräften auf einen großen Zusammenstoß hinarbeiten, ist dem führenden deutschen Sozialistenblatt gleichgültig, wenn es nur für seine Wühlereien neue Waffen gewinnen kann. Aber man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß auch andere Kreise aus den dauernden Niederlagen der Türken den Schluß ziehen, die Tätigkeit der deutschen Offiziere im osmanischen Dienst sei zu unrecht bisher anerkannt worden und habe tatsächlich nichts genutzt. Zugleich erhebt sich bei ihnen, und zwar um so mehr, je ferner sie dem Heere stehen, der Zweifel, ob denn die angeblich in die Türkei verpflanzten Grundsätze der deutschen strate-

gischen und taktischen Schulung richtig seien. Dem Ausland kann man es überlassen, sich Vorstellungen über den Wert der „deutschen Schule“ zu bilden, die ungünstig sind und für die kriegslustigen Hetzer den Ansporn zu erneuten Treibereien geben; sollten die Herren damit den erwünschten Erfolg haben und die Probe mit der Waffe herbeiführen, so könnten sie vielleicht die alte Erfahrung aufs neue machen, daß nichts so gefährlich ist als Unterschätzung des Gegners. Viel wichtiger ist es, in Deutschland selbst keine falschen Ansichten aufkommen zu lassen, die das Vertrauen auf die Festigkeit der deutschen Rüstung und die Schärfe des deutschen Schwertes verringern. Bei ruhigem Nachprüfen der Dinge und Ereignisse, wie sie wirklich sind, gelangt man jedoch zu dem Schluß, daß diese Anschauungen der Kritik nicht standhalten, weil sie aus Mißverständnissen erwachsen und auf falschen Voraussetzungen sich aufbauen.

Der große Philosoph des Krieges, Karl v. Clausewitz, dessen Lehren in langen Friedensjahren zum geistigen Eigentum des preußischen Heeres geworden waren, hat das Wesen der Offensive und der Defensive einmal in den kurzen Sätzen niedergelegt: Die Offensive ist die schwächere Form mit dem positiven Zweck, die Defensive die stärkere mit dem negativen Zweck. Es ist dasselbe, was wir vor einigen Tagen mit den Worten umschrieben, daß in der Schlacht bei Lüleburgas die Bulgaren als Ziel hätten zu siegen, die Türken, nicht besiegt zu werden. Moltke hat in den gewaltigen Kriegen, aus denen die deutsche Einheit und das neue Deutsche Reich dem deutschen Volke wiedererstand, die Theorie Karls von Clausewitz in die Tat übersetzt, und seitdem lebten im deutschen Heer die Gedanken auf, die schon Friedrich den Großen beseelten, daß man stets dem Feind das Gebot des eigenen Willens diktieren müsse und es nie von ihm empfangen dürfe. In Fleisch und Blut ist dies der deutschen Armee vom höchsten Führer in seinen strategischen Erwägungen bis zum letzten Musketier im Gefecht übergegangen. Alle durchflutet die Ueberzeugung, die die deutsche Vorschrift in dem Satz zusammenfaßt: Heran an den Feind, es koste, was es wolle! In dem ersten großen Krieg, den seit 1877 und 1878 die Welt sah, auf den Schlachtfeldern der Mandchurei, atmet die japanische Heerführung wie die Taktik dies unwiderstehliche Gefühl des steten Dranges nach vorwärts. Und wer waren die

dankbar anerkannten Lehrer der siegreichen Schüler? Deutsche Offiziere! Was sie im heimischen Dienst sich zu eigen gemacht hatten, übertrugen sie in die Fremde. Bulgarien hat keine deutschen Lehrmeister im Heer gehabt, aber mit größter Aufmerksamkeit verfolgte man dort, welche Bahnen die Friedensschulung des deutschen Heeres einschlug, und übernahm den geistigen Niederschlag, der in den Vorschriften sich bot, die in Deutschland erlassen wurden. Als kürzlich in Deutschland Bestimmungen über den Kampf um Festungen ergingen, war der bulgarische Generalstab sofort an der Arbeit, sie zu übersetzen und dienstlich einzuführen. Der bisherige Verlauf des Feldzuges zeigt, daß die bulgarische Armee sich mit dem Geist rücksichtsloser Offensive, der fremden Beobachtern bei deutschen Manövern immer als besonderes Kennzeichen erschien, durchaus erfüllt hat. Seine Lehren konnte Moltke jetzt verwirklicht sehen, die sorgsame Vorbereitung des Aufmarsches, die kühne Durchführung des einmal gefaßten Entschlusses, die Vereinigung möglichst großer Streitkräfte auf dem Schlachtfeld, die ausgesprochene Betonung des Endziels der Niederkämpfung der feindlichen Macht durch die Schlacht. Kein Schicksal der „deutschen Schule“, sondern ein glänzender Triumph durch die überzeugende Gewalt der Tatsachen ist es, den die Ereignisse der letzten vierzehn Tage darbieten, ohne daß es sich um deutsche Lehrer und bulgarische Schüler in dem engen Sinn handelt. Die klugen, kalten Rechner in Sofia übernahmen das Gute, wo sie es fanden, und sie fanden es in Deutschland.

Aber damit ist die Frage nicht gelöst: Wie kam es, daß das osmanische Heer, in dem so viele Jahre hindurch deutsche Offiziere tätig gewesen sind, die Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllt hat? Um die richtige Antwort zu erhalten, muß man einen Blick werfen auf die Bedingungen, unter denen sich die deutschen Offiziere betätigen konnten. Nur so wird erklärlich, was zunächst unklärlich scheinen mag. Nach dem unglücklichen Krieg gegen Rußland wollte Sultan Abdul Hamid seine Armee von Grund aus neu aufbauen. Er wandte sich an das Deutsche Reich um Ueberlassung von Offizieren als Instruktoren der verschiedenen Waffen, und 1882 trafen in Konstantinopel die Herren v. Kähler, Kamphövener, v. Hobe, Steffens und der Intendanturrat v. Schilgen ein, zu denen später noch der Major v. der Goltz kam. Ihre Aufgabe sollte die Bildung von Musterregimentern sein, in denen Ausbildungspersonal für die Armee geschult werden sollte, daneben die Leitung der Militärbildungsanstalten und Arbeit im Generalstab. Den besten Willen brachten die deutschen Offiziere mit, es stellte sich aber bald heraus, daß jeder ersprießlichen Wirksamkeit die größten Hindernisse durch Zustände bereitet wurden, die gar nicht rein militärischer Natur waren. Mehr und mehr hatte sich des Sultans, gefördert von dem Eigennutz seiner Umgebung, ein Mißtrauen bemächtigt, das sich gegen alle Welt richtete und manchmal geradezu lächerliche Formen annahm. Jede Selbständigkeit galt als verdächtig, alle Gewalt vereinigte sich im Jildispalast, der nur willenlose Kreaturen unter sich haben wollte. Es galt als gefährlich; den Truppen schaffe Patronen zu lassen, und Schießdienst wie Felddienstübungen erschienen als überflüssig. Planmäßig wurden die stets gut gepflegten und besoldeten Truppenteile der Garde mit Offizieren besetzt, die aus dem Mannschaftsstand hervorgegangen waren und keine höhere Bildung besaßen. Nicht die Berufstüchtigkeit, sondern die gute Gesinnung, die sich im Spitzeltum äußerte, entschied über die Beförderung, und verdächtige Elemente wurden in die entferntesten Pro-

vinzen verbannt, wenn sie nicht noch Schlimmeres erfuhren. Unter diesen Verhältnissen kam die Arbeit der deutschen Offiziere bald ins Stocken, ihre Musterregimenter wurden aufgelöst, und nur noch als Lehrer an den einzelnen höheren militärischen Anstalten konnten die Herren versuchen, moderne Gedanken zu verbreiten. Von den Truppen dauernd ferngehalten, blieben sie ohne die geringste Einwirkung auf den Dienstbetrieb. Etwas freiere Bewegung hatte General v. der Goltz im Generalstab und auch manche Verbesserung in der Heeresinteilung und Gliederung wurde auf seinen Rat durchgeführt, z. B. die Landwehrbezirkseinteilung, aber nur zu oft erfolgte auf seine Anträge gar keine Antwort. Es ist immer eine Besonderheit der türkischen Armee gewesen, daß die Generalstabsoffiziere bei einem außerordentlich großen theoretischen Wissen der Umsetzung in die Praxis durch den Truppendienst entbehrten, der Truppe fremd waren und ihre Bedürfnisse nicht kannten. Sie machten eine abgeschlossene Gruppe aus, ohne Fühlung mit ihren Kameraden in Reih und Glied. Da Manöver und größere Übungen nicht geduldet wurden, gab es keine Gelegenheit zum Zusammenarbeiten und gegenseitigen Verstehen. Auch die jungen Offiziere, die nach Deutschland kommandiert wurden, um dort Dienst bei der Truppe zu tun, und die zumeist sich als sehr begab, eifrig und aufnahmefähig zeigten, hatten nach der Rückkehr in die Heimat keine Möglichkeit, ihre Erfahrungen der Truppe nützlich zu machen, denn man hielt sie davon fern und verwandte sie bei den Kommandobehörden und den Lehranstalten.

So lagen die Verhältnisse, als der große Umschwung kam, der den alten Absolutismus wegfegte. Die Bewegung war eingeleitet worden durch Offiziere, die in Deutschland sich eine höhere Berufsbildung angeeignet hatten und durch die Schwäche des alten Systems ihr Vaterland aufs schwerste bedroht sahen. Ihr Nationalgefühl war im Innersten verletzt und durch das dauernde Eingreifen der Mächte in die Angelegenheiten der Türkei, und die einzige Rettung schien die Beseitigung der bisherigen Machthaber zu sein. Ein geheimer Bund einigte alle jüngeren Offiziere, und ein Anschluß an die regierungsfeindlichen Kreise unter den Mohammedanern wie den Christen wurde gesucht und gefunden. Einzelne der Führer waren sich klar da über, daß diese politische Betätigung des Offizierkorps eine große Gefahr für die Manneszucht im Heer ausmachen müßte, sie glaubten aber, daß das Wohl des Vaterlandes allen andern Rücksichten voranginge. Sobald die Jungtürken ans Ruder gekommen waren, gingen sie mit größtem Eifer an die Neuordnung der Armee. Es wurden deutsche Offiziere berufen, die diesmal nicht von der Truppe ferngehalten werden sollten und nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen mit der Aufstellung von Muster-Regimentern betraut wurden. Einige zwanzig Herren traten in den türkischen Dienst und machten sich mit Eifer an die Lösung der Aufgabe, die ihnen gestellt war. Die vier Jahre, die seitdem verstrichen sind, waren einer erfolgreichen Arbeit nicht günstig. Es zeigte sich zunächst, daß eigentlich auf allen Gebieten der Heeresverwaltung ganz neue Grundlagen gelegt werden mußten, dazu kamen Aufstände im Innern, in Albanien, und schließlich der Krieg mit Italien, so daß der gewünschte planmäßige und zielbewußte Fortschritt gehemmt wurde. Als gefährlichster Gegner aber zeigte sich das Eindringen der Politik in das Offizierkorps, das die Manneszucht untergrub und an die Stelle der Kameradschaft die Zugehörigkeit zu den Parteien setzte. Während die Balkanstaaten ihre Heere vergrößerten, ausbauten und schulten, verlor das türkische Offizierkorps seine

## Wochenschau.

Zeit in politischen Händeln, die ihm wichtiger waren als die ernste strenge Erfüllung der dienstlichen Pflichten. Ungehört verhallten die Mahnungen, die General Machmud Schewket als Kriegsminister und der frühere Lehrer Marschall von der Goltz an die Offiziere richteten. An und für sich sind vier Jahre ein äußerst geringer Zeitraum, wenn es sich um die Neugestaltung einer großen Armee handelt, und einige zwanzig Instrukteure vermögen nicht, einen völligen Wandel zu erzielen, wenn sie nicht von den Offizieren mit vollster Hingabe unterstützt werden. Es wäre ein Unrecht, wenn man nicht hervorheben wollte, daß eine Reihe von türkischen Offizieren sich nur ihrem Dienst gewidmet und alle Kraft eingesetzt haben, um ihre Truppe nach den Anforderungen der Gegenwart auszubilden und von der Anwesenheit der deutschen Instrukteure Nutzen zu ziehen. Ihr Einfluß reichte jedoch nicht weit genug, um die ganze Armee zu ergreifen.

Für den unbefangenen Beobachter muß es also heißen: „Nicht wegen der Arbeit der deutschen Instrukteure, sondern trotz ihrer Arbeit ist die Türkei geschlagen worden.“ Den hämischen Kritikern könnte man auch vielleicht noch bemerken, daß der Höchstkommmandierende Nasim Pasche kein Schüler der Deutschen ist, sondern seine Ausbildung in St. Cyr erhielt. Im einzelnen die Gründe und Ursachen der türkischen Niederlagen zu erörtern, ist hier nicht der Ort, auch fehlt es noch an allen Einzelheiten, die ein Urteil erst ermöglichen. Nur die Frage sei noch gestreift, welche Rolle das Geschützmaterial dabei gespielt hat. Den Kritikern, die jetzt die Ueberlegenheit der Schneider-Creusot-Kanonen über die Kruppschen verkünden, scheint die Tatsache ganz unbekannt zu sein, daß sogar Armeen Siege davongetragen haben, die schlechter bewaffnet waren als ihr Gegner. 1866 war die preußische Artillerie, die nur zum Teil Hinterlader führte, der österreichischen unterlegen, und vier Jahre später führten die Franzosen das bessere Gewehr. Es ist nicht die Waffe allein, die entscheidet, sondern ihr Träger. Das heutige Feldgeschütz ist eine kunstvolle Maschine, die nur dann ihre volle, furchtbare Wirkung äußert, wenn ein Meister sie handhabt. Diese Meisterschaft zu gewinnen, erheischt Zeit, und daran hat es der türkischen Artillerie gefehlt, die auch einen grossen Mangel an Unteroffizieren besessen hat. In allem war es eine Zeit des Uebergangs, und die Geschichte lehrt, daß solche Zeiten für Staaten, Völker und Heere die gefährlichsten sind. Wer sich dieser Wahrheit nicht verschließt, der kann nicht behaupten, daß die Türken geschlagen worden sind, weil sie Kruppsche Geschütze hatten: Sie wären, wie die Dinge lagen, auch besiegt worden, wenn ihre Batterien nur aus Creusot-Kanonen zusammengesetzt gewesen wären. Als die Türken 1897 die Griechen schlugen, hatten fast alle Bataillone das veraltete Henry-Martini-Gewehr, die griechische Infanterie das weit bessere französische Gras-Gewehr. Vielleicht erinnert man sich in den chauvinistischen französischen Kreisen auch an diese Tatsache. Im übrigen glauben wir, daß die Mehrheit des französischen Volkes sich nicht irreführen läßt und mehr mit den Anschauungen der französischen Regierung übereinstimmt, die mit Deutschland im besten Einvernehmen daran gearbeitet hat und arbeitet, die Kriegsgefahr einzuschränken und von Europa fernzuhalten. (Aus „Köln. Ztg.“)

Nach der „Frankfurter Zeitung“ hat der österreichische Thronfolger, der sich gegenwärtig in Deutschland aufhielt, Kaiser Wilhelm gebeten, sich dahin zu verwenden, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, die augenblicklich nicht die besten sind, wieder in ruhigere Bahnen gelenkt werden. Demnach bewahrheitet sich die Voraussagung des russischen Generals Batjanow, daß in dem Falle, wenn die Beziehungen der beiden auf dem Balkan am meisten interessierten Länder, eine Alternation erfahren, Deutschland die Rolle des gütlichen Vermittlers zufallen werde, und dieses ist auch sehr natürlich, denn niemand ist so sehr daran interessiert, daß die beiden Länder Frieden halten wie Deutschland, und wenn man die regierenden Persönlichkeiten in Frage zieht, dann ist Kaiser Wilhelm sehr viel daran gelegen, Kaiser Franz Josef I. mit Zar Nikolaus II. zu versöhnen, weil sie ihm alle beide persönlich sehr nahe stehen.

Französische Blätter haben das Märchen aufgebracht, daß der deutsche Major von Stempel, Militärattaché in Konstantinopel, der türkischen Armeeleitung die Feldzugspläne geliefert habe und daß die deutsche Diplomatie bei der Hohen Pforte auf die Fortsetzung des Krieges dränge. Diese Gerüchte werden von den deutschen offiziellen Blättern kategorisch dementiert. Deutschland hat bisher in dem Kriege die strikteste Neutralität beobachtet, was man von den anderen nicht ganz so bestimmt sagen kann, denn z. B. gegen Rußland besteht der Zweifel, daß es den Bulgaren einige tausend Kaukasiaten zu Hilfe geschickt hat, und Italien hat es nicht verhindert, daß seine Freiwilligen nach Albanien gingen, um auf der Seite der Balkanverbündeten zu kämpfen.

Es verlautet, daß die Hamburger Schiffahrtsgesellschaft vom 1. Januar ab die Frachttarife nach den Häfen der südamerikanischen Westküste um fünfzig Prozent erhöhen werde.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht das Budget für das Finanzjahr 1913. Die Einnahmen werden auf 3.050 Millionen Mark berechnet. Die Kredite für das Heer betragen 726.800.000 Mark außerordentliche Ausgaben oder um 38 Millionen mehr als im laufenden Jahre, und 161 Millionen außerordentliche Ausgaben, wovon auf Festungsbauten 12.700.000 entfallen. Die ordentlichen Ausgaben für die Marine sind mit 197 Millionen Mark berechnet oder um 16.100.000 Mark mehr als 1912 und die außerordentlichen Ausgaben auf 228.700.000 Mark, wovon 51.100.000 auf neue Schiffsbauten entfallen. — Die Bezüge der Konsulen in Brasilien sollen erhöht werden.

Deutschland wird im nächsten Jahre einen Seeoffizier als Marineattaché nach Südamerika schicken. Er wird seinen Wohnsitz in Buenos Aires nehmen, aber außer Argentinien sich auch mit Brasilien, Uruguay und Chile befassen. Der überaus rege Schiffsverkehr mit diesen Ländern hat die Ernennung eines Marineattachés notwendig erscheinen lassen.

Einige Blätter hatten das Gerücht verbreitet, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien ein ernster Konflikt auszubrechen drohe. Jetzt wird nun festgestellt, daß diese Gerüchte nichts anderes als Börsenmanöver sind. Zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien liegt kein Konflikt vor. Dieser Tage wird noch eine Spezialbotschaft von Wien nach Bukarest abgehen. Diese Botschaft steht unter der Führung des Generals Hoetzendorff.

In Grado wütete ein furchtbarer Brand. Der materielle Schaden wird auf ca. fünfzehntausend Pfund Sterling geschätzt. Grado ist ein viel besuchtes Seebad auf einer Insel in den Lagunen, westlich von der Isonzomündung.

In Basel tagt ein internationaler Sozialistenkongreß. Zum Präsidenten wurde der Schweizer Herr Greulich gewählt. Nach der ersten Sitzung wurde ein Umzug veranstaltet, an dem zehntausend Personen teilnahmen. — Der Kongreß hat gegen den Krieg ein Protestvotum angenommen und für den Fall eines europäischen Krieges den Generalstreik aller europäischen Arbeiter angeraten. Dieser Antrag, für den besonders Jean Jaurés eintrat, wurde angenommen. Damit ist aber nichts anderes als die Revolution proklamiert, die im Kriegsfall ausbrechen soll.

Aus Budapest kommen beunruhigende Nachrichten. Am Sonntag wurden dort gegen den Krieg (soll heißen: gegen die Politik des gemeinsamen Ministerium des Aeußern) eine große Demonstration veranstaltet und dabei kam es zu ernststen Ruhestörungen. Die Manifestanten brachten Hochrufe auf die Republik aus und schrien: „Nieder mit der Regierung!“ Die Polizei griff ein nahm ca. hundert Verhaftungen vor. Am Montag wurde in der Kammer diese Demonstration zur Sprache gebracht und das gab zu traurigen Auftritten Anlaß. Das auf den Galerien angesammelte Publikum schrie: „Nieder mit der Polizei! Nieder mit der Kosakenregierung!“ Der Präsident der Kammer ließ die Galerien räumen und das Publikum entfernte sich unter Hochrufen auf die Republik. Kaum aus dem Parlamente heraus, versuchten die Demonstranten wieder zurückzukehren, und als die Polizei dieses verhinderte, kam es zu einer wahren Schlacht. Die Polizisten gaben Feuer und verletzten zwei Personen tödlich. Die oppositionellen Deputierten wurden gleich den Demonstranten auf die Straße gesetzt. Das Parlamentsgebäude wird von der Polizei bewacht; das Publikum rottet sich aber auf den Straßen zusammen und alles deutet darauf hin, daß Budapest ernste Tage zu erwarten hat.

### Der Balkankrieg.

Weder von dem Kriegsschauplatz noch aus den europäischen Hauptstädten liegen heute interessante Meldungen vor. Es ist alles noch so wie es schon vor Tagen gewesen. Die wichtigste Frage scheint nun die zu sein: rüstet Rußland, oder rüstet es nicht. Oesterreichische Blätter behaupten es, die russischen leugnen es. Tatsache ist nur, daß in Rußland große Truppenbewegungen stattfinden, das muß aber nicht notwendigerweise eine feindselige Absicht zur Ursache haben, denn diese Truppenbewegungen finden alle Jahre zu derselben Zeit statt. Die russischen Soldaten dienen ihre Zeit nicht in einer Garnison ab, sondern an drei gewöhnlich sehr weit von einander entfernten Stellen des Reiches. So kommt es, daß ein Regiment, daß dieses Jahr in einer der Ostseeprovinzen garnisoniert ist, nächstes Jahr in dem Kaukasus dient und das übernächste Jahr in Sibirien oder in Polen. Die Verlegungen geschehen in den Monaten Oktober und November, so daß um diese Jahreszeit die ganze russische Armee sich in Bewegung befindet. Bei dieser Praxis ist es sehr leicht, zu dieser Jahreszeit eine Truppenmasse von mehreren hunderttausend Mann auf einem Punkt zu konzentrieren und dieses scheint jetzt an der oesterreichischen Grenze der Fall zu sein, wo eine russische Armee zusammengezogen ist, die größer sein soll als die verbündeten Heere der kämpfenden Bal-

kanvölker. Es kann eine böse Absicht dabei vorliegen, aber es braucht nicht der Fall zu sein und nur die Leute, die hinter die Kulissen der russischen Diplomatie schauen, können den Vorgang richtig deuten; solche Leute gibt es aber wenig und die sagen nichts.

Unter den vom Balkan selbst kommenden Nachrichten verdienen nur einige Beachtung. Zu diesen gehört, daß zwischen den Griechen und Bulgaren bereits Meinungsverschiedenheiten bestehen. Griechenland hat etwas voreilig das Vilajet von Saloniki besetzt und dieses hat den Unwillen der Bulgaren erregt, die der Ansicht sind, daß jenes Gebiet ihnen zufallen sollte. Eine interessante Meldung ist auch, daß einige albanischen Granden sich nach Bukarest begeben haben, um den Thron Albanien dem rumänischen Königssohne Karl anzubieten. Demnach scheinen die Albanesen die Absicht zu haben, die Unabhängigkeit ihres Landes zu proklamieren. In diesem Falle würde Serbien, dessen Verlangen nach einem albanischen Hafen zu dem österreichisch-ungarischen Konflikt den Anlaß gibt, auf neue Schwierigkeiten stoßen, die es veranlassen könnten, sich mit einem Hafen am Agäischen Meere zu begnügen.

In Konstantinopel hat nach den neuesten Nachrichten die asiatische Cholera seit dem 5. ds. 566 Opfer gefordert. Da besteht außer der Gefahr eines europäischen Krieges auch noch die Gefahr einer Choleraepidemie, denn es ist sehr leicht, daß die Seuche durch, vom Kampfesfeld zurückkehrende Soldaten nach Sofia verschleppt wird und von dort sich über Europa verbreitet.

In der Nähe von Varna wurde ein türkischer Kreuzer von vier bulgarischen Torpedobooten angegriffen. Der Kreuzer soll den Sieg davongetragen haben, aber doch ernstlich beschädigt worden sein. — Die Griechen haben die Ortschaft Metsovo besetzt, die von Albanesen und einigen türkischen Soldaten verteidigt wurde. — General Ricciotti Garibaldi, der schon anläßlich der letzten Revolution in Albanien eine Freiwilligenschar nach dem Kampfplatz bringen wollte, ist mit einer Truppe in Larissa eingetroffen und setzt seinen Weg fort, um sich mit den Griechen zu verbinden. Nach einer Meldung sollen diese Freischärler bei Stranitza bereits eine Begegnung mit Albanesen und Türken gehabt haben. Von den Garibaldinern seien achtzehn gefallen. — In der Nähe von Debra haben die Serben den Türken eine Niederlage beigebracht. Es handelt sich aber anscheinend um einen unbedeutenden Zusammenstoß. Wichtig ist die Meldung, daß die Griechen mit ihren Kriegsschiffen in den Dardanellen eingedrungen sind.

Die Pforte hat die Erklärung abgegeben, daß sie nur deshalb den Waffenstillstand abgelehnt habe, weil die Bedingungen der Verbündeten unannehmbar gewesen seien. Diese Erklärung läßt die Annahme zu, daß die Pforte, wenn die Verbündeten bessere Bedingungen stellen würden, gar nicht abgeneigt wäre, den Waffenstillstand anzunehmen, aus dem sehr leicht der endgültige Friedensschluß resultieren könnte. Die englische Presse ist der Ansicht, daß die Pforte den Waffenstillstand trotz der harten Bedingungen hätte annehmen müssen, denn sie werde bessere Bedingungen doch nicht mehr gestellt bekommen. Die „Times“ meinen, daß die Türken den Widerstand überhaupt aufgeben sollten. Der „Times“-Artikel schließt: „Bis jetzt konnten die Türken noch einen schmalen Streifen ihrer europäischen Konzessionen behalten, aber nach einigen Tagen kann schon der Fall eintreten, daß die Osmanen ganz aus Europa verdrängt werden.“ Das ist im Grunde genommen nichts anderes als das Eingee-



ständnis, daß der vielgepriesene englische Schutz auch keinen Pfifferling wert ist. Was haben die Engländer nicht getan, um die Türken davon zu überzeugen, daß ihre Freundschaft wertvoller sei als die der Deutschen, und wo es sich nun darum handelt, diese Freundschaft zu beweisen, dort besteht sie in dem Rat, sich zu ducken.

## Herr Ingenieur Franz Ackermann

wird ersucht, in der Exp. ds. Bl., Rio de Janeiro, Rua Ourives 91 sobr. vorzusprechen.

# Notizen.

## São Paulo.

Das landwirtschaftliche Patronat wird dieser Tage an alle Fazendeiros ein Zirkular verschicken, das bei manchen vielleicht wohl böses Blut machen wird, dessen Bestimmungen uns aber sehr geeignet erscheinen, den guten Ruf des Staates São Paulo zu stärken. Nach dem Bundesgesetz Nr. 6437 vom 27. März 1907 und dem Staatsgesetz Nr. 1299-A vom 27. Dezember 1911 müssen auch die landwirtschaftlichen Betriebe ganz genau Buch führen und den Arbeitern Lohnbücher (Cadernetas) ausstellen. Die Lohnbücher müssen allmonatlich abgeschlossen werden und man muß aus ihnen sofort ersehen können, wieviel der Arbeiter von dem Besitzer zu fordern oder wieviel er bereits zuviel erhalten hat. Das von dem Fazendeiro selbst oder seinen Verwaltern gezeichnete Lohnbuch hat Rechtsgültigkeit und die Forderungen der Arbeiter gehen allen anderen voran. Diese Gesetze wurden erlassen, um das Verhältnis zwischen Fazendeiros und ihren Arbeitern zu regeln und den letzteren für jeden Fall die Auszahlung des Lohnes zu garantieren. Der Arbeiter, dessen Lohnbuch ein Saldo zu seinen Gunsten aufweist, hat auch dann diese Summe zu bekommen, wenn der Fazendeiro andere Zahlungen zu leisten hat, denn die Lohnforderung wird, wie gesagt, als die dringendste betrachtet. Das zu verschluckende Zirkular wird nun den Fazendeiros die genannten Gesetze ins Gedächtnis rufen. Das landwirtschaftliche Patronat hat diese Gesetze nun schon genügend bekannt gemacht, sie treten nunmehr in Kraft und das Patronat wird durch Kontrolle und Anwendung der in den Gesetzen festgesetzten Geldstrafen für ihre Beachtung sorgen. Dieses Zirkular wird den Drückenbergern unter den Fazendeiros einiges Unbehagen verursachen, aber es liegt im Interesse des Staates, daß die obigen Bestimmungen durchgeführt werden. Sie werden zuletzt den Fazendeiros selbst zugute kommen, denn die Fabel von der modernen Arbeitssklaverei in São Paulo wird durch diese Bestimmungen endgültig aus der Welt geschafft.

Hohe Mieten. Bald werden die Paulistaner dem letzten Abendkonzert im „Progredior“ beiwohnen, denn dieses Lokal wird geschlossen werden, weil der Hauseigentümer, der bisher eine Miete von nur 3 Contos monatlich bezog, den Zins um nur hundert Prozent erhöht hat. Die Besitzer des „Progredior“ glauben die Bagatelle von 6 Contos monatlich nicht zahlen zu können und schauen sich nach einem neuen Lokale um. Dem Hausbesitzer kann man die Steigerung nicht übel nehmen, denn er hat in der

letzten Zeit für verschiedene gute Zwecke größere Summen gezeichnet, und daß diese nicht aus seiner eigenen Tasche gehen dürfen, ist doch selbstverständlich. Auf eigene Kosten wohlthätig zu sein, macht kein Vergnügen, deshalb müssen wieder die Mieter herhalten. Wie dieser Herr im großen, so machen andere es nach Kräften im kleinen, und der 1. Januar wird ein allgemeiner Steigerungstag werden. Viele Familien, die jetzt dreihundert Milreis pro Monat Miete zahlen, haben schon die Mitteilung erhalten, daß von Neujahr ab die Miete fünfhundert Milreis betragen werde. Viele Arbeiter, die mit Mühe und Not 60 oder 70 Milreis Miete aufgebracht haben, wissen schon, daß sie mit Januar 100 bis 120 Milreis werden zahlen müssen. Da die Lebensmittelpreise in demselben Verhältnis wie die Mieten steigen, die Löhne aber dieselben bleiben, so wird die Bevölkerung trotz des vielgelobten Fortschritts oder gerade wegen dieses Fortschritts im nächsten Jahre überhaupt nicht mehr zu leben wissen. Wo es hin soll, das weiß kein Mensch mehr; alles wird mit dem Trubel mit fortgerissen, alles schwärmt von der Stadtverschönerung und man spricht schon davon, daß São Paulo am Unabhängigkeitszentennar 1922 eine Million Einwohner haben werde. Es kann aber anders kommen, denn eine Stadt mit solchen Lebensbedingungen wie São Paulo kann weder aus dem Innern noch aus dem Auslande die noch zu der Million fehlende Menschenzahl heranziehen und vom Himmel fallen die Leute nicht. Wenn das Leben hier billig wäre, und dies ließe sich hier trotz des Fortschrittes erzielen, dann wäre die Million aber jedenfalls schon vor 1922 komplett. Man müßte immer soviel billige Häuser bauen, daß der Menschenzufluß keine Steigerung der Mieten zur Folge hat. Den gewissenlosen Spekulanten und Ausbeutern, die die Lebensmittel verteuern, müßte das Handwerk gelegt werden, und der Weg zur Million wäre geebnet.

Brasilianische Bank für Deutschland. Die am 11. ds. stattgefundene Generalversammlung der Aktionäre hat den Antrag des Verwaltungsrates betreffend Erhöhung des Kapitals auf 15 Millionen Mark angenommen. Die neuen Aktien sollen mit einem Aufschlag von 45 Prozent auf den Nominalwert ausgegeben werden. Den gegenwärtigen Aktienbesitzern ist das Recht eingeräumt, auf zwei alte Aktien eine neue zu zeichnen. Zeichnungen können bei allen Zweigniederlassungen der Bank bis spätestens 5. Dezember gemacht werden. Die Filialen sind auch zur Empfangnahme der Einzahlungen ermächtigt, die wie folgt festgesetzt sind: 70 Prozent bei der Zeichnung, 50 Prozent am 31. Dezember, 25 Prozent am 31. Januar.

S. Paulo Railway Co. Die Einnahmen der Hauptlinie (Santos—Jundiáhy) bezifferten sich in der ersten Hälfte des laufenden Jahres auf 12.554.857\$000, was dem gleichen Zeitraume des Vorjahres gegenüber ein Mehr von 3.587.551\$000 oder 25,98 Prozent ergibt. Die Betriebskosten beliefen sich auf 9.846.750\$000, das sind 78,49 Prozent der Einnahmen. Der Ueberschuß betrug demnach 2.698.116\$000. Die Bragantina ergab eine Einnahme von 262.237\$000, 61.273\$000 mehr als im ersten Halbjahr 1911. Der Einnahmeüberschuß der Bragantina bezifferte sich auf 46.155\$000. Die Direktion wird der Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 2½ Prozent (5 Prozent pro Jahr) auf die Vorzugsaktien und von 5 Prozent (10 Prozent pro Jahr) auf die gewöhnlichen Aktien frei von Spesen, ferner die Verteilung eines Bonus von 2 Prozent (auf die gewöhnlichen Aktien) vorschlagen. Der verbleibende Gewinnsaldo von 200.117 Lstrl. soll auf neue Rechnung vorgetragen werden.



Aus dem Handel. Der Kaffeemarkt in Santos öffnete am vorigen Montag mit derselben Tendenz, mit der er am Sonnabend schloß. Im Laufe der Woche zeigte er aber etwas Tendenz zum Abflauen und sank die Basis am 22. für Typ 4 von 8\$ auf 7\$900 und für Typ 7 von 7\$300 auf 7\$200. Dieselbe Tendenz machte sich auch auf dem europäischen Markte bemerkbar und sanken die Preise in Havre im Laufe der Woche um einen Franken. In der Woche wurden in Santos 178.399 Sack Kaffee verkauft gegen 199.119 Sack in der vorgehenden Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 29.733 Sack gegen 33.185 Sack in der vorigen Woche. Im Laufe der Woche erreichten die Zufuhren 230.977 Sack gegen 315.762 Sack in der vorigen Woche. Der Ausfall ist bekanntlich darauf zurückzuführen, daß die São Paulo Railway infolge des Streikes der Verkehrsarbeiter sich weigerte, große Sendungen nach Santos zu befördern. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 38.496 Sack gegen 52.617 Sack in der Vorwoche. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 83.253 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Freitag mit nur 13.502 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Dienstag mit 63.042 Sack, der der kleinsten Verkäufe wieder der Freitag mit 21.702 Sack. — Seit dem 1. November betragen die Zufuhren 941.678 Sack; seit dem 1. Juli 5.973.031 Sack gegen 7.197.176 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Verkauft wurden seit dem 1. November 581.620 Sack, seit dem 1. Juli 3.655.781 Sack. Verladen wurden seit dem 1. November 586.345 Sack und seit dem 1. Juli 4.435.466 Sack. Am Sonnabend, den 24. November, betragen die Vorräte in erster und zweiter Hand 2.867.866 gegen 2.783.000 Sack am Sonnabend der vorherigen Woche und gegen 3.022.389 Sack am gleichen Datum des vorigen Jahres.

Der Rio-Markt zeigte sich flau mit einer Basis von 11\$900. Die Zufuhren betragen seit dem 1. Juli 1.520.118 Sack, die Verladungen seit demselben Datum 1.495.000 Sack; am 24. November betragen die Vorräte 195.055 Sack gegen 168.986 Sack am Sonnabend der vorherigen Woche.

In New York wurden seit dem 1. Juli 5.634.000 Sack verkauft; in Hamburg 6.690.000 Sack; in Havre 4.485.000 Sack, und in London 1.157.000 Sack.

Lobenswerte Energie hat unsere Staatsregierung bewiesen. Sie hat den an der Ackerbauschule in Piracicaba wirkenden Professor Charropin seines Amtes enthoben, weil er in einer Rede, die er bei der Feier des Schulschlusses in Gegenwart des Ackerbausekretärs hielt, die Regierung in heftiger Weise angriff, da sie die Schule neuorganisiert habe, ohne die Direktion zu hören. Wir sind nicht in der Lage, über die Berechtigung der Angriffe urteilen zu können. Aber selbst wenn sie begründet waren, so gaben sie Herrn Charropin als Angestellten des Staates kein Recht, bei einer Schulfestfeier in solcher Weise zu reden, obendrein noch in Gegenwart des Ackerbausekretärs. Eine Regierung, die auf Disziplin und Autorität in ihrer Beamtenenschaft hält, kann sich Kritiken unter derartigen Umständen nicht gefallen lassen. Im allgemeinen läßt man bei uns leider den Beamten eine größere Redefreiheit, als das Staatsinteresse verträgt. Namentlich die Bundesregierung ist von einer unglaublichen Toleranz. Aber auf die Dauer geht das doch nicht, und freuen wir uns, daß die Regierung des Herrn Rodrigues Alves nicht gewillt zu sein scheint, die Disziplinlosigkeit zu dulden. Wer stets reden will, was ihm in den Sinn kommt, der darf eben nicht Beamter werden! Herr Charropin ist übrigens mit Rücksicht darauf, daß er Ausländer ist, sehr glimpflich behandelt worden: unsere Regierung hat ihm

sein Gehalt bis zum Ablauf des Kontraktes ausbezahlt, obwohl ihr zweifellos das Recht zustand, ihn ohne Gewährung einer Entschädigung zu entlassen. Hoffentlich ist der Herr nun anständig genug, in Europa nicht auf S. Paulo zu schimpfen; Grund dazu hat er wahrhaftig nicht!

Von der Zentralbahn. Vor fast zwei Jahren wurde die Zentralbahn „reformiert“, d. h. die Gehälter der Angestellten wurden aufge bessert und die so wie so schon zu große Zahl der Nichtsteuer noch bedeutend vermehrt. Um diese „Reform“ ganz besonders sympathisch zu machen, hatte man auch für die gewöhnlichen Arbeiter Gratifikationen ausgesetzt. Dies war das einzige, was wirklich an Platze war, denn die Erhöhung der Arbeiterlöhne war nicht übertrieben und war schon deshalb geboten, weil das Leben dermaßen teuer geworden war, daß die Arbeiter im Gegensatz zu den sehr gut situierten Chefs, Subchefs, Chefsgehilfen und Subchefsgehilfen gar kein Auskommen hatten. Zwei Jahre sind nun seit der Reform, wie gesagt, vergangen und gerade die Arbeiter haben die ihnen bewilligten Aufbesserungen noch immer nur auf dem Papier gesehen. Sie müssen die bewilligten Gratifikationen, in welchen die Lohnerhöhung besteht, schriftlich verlangen. Ihre Schreiben werden aber grundsätzlich unberücksichtigt gelassen, so daß in der Tat alles beim Alten bleibt und die Arbeiter auch keinen Vintem mehr bekommen als vor der Reform. Alle Reklamationen haben bisher nichts genützt, denn Herr Frontin hat mit anderen Sachen zu tun und keine Zeit, die Beschwerden der Arbeiter anzuhören. Solange dieser Herr in der Direktion bleibt, haben die Arbeiter, nachdem sie mit einer papierenen Reform abgespeist worden sind, nichts mehr zu erwarten. Ihre einzige Hoffnung besteht nur noch darin, daß die Amtsdauer Graf Frontins doch nicht ewig währen kann.

Direkte Linie nach Kalifornien. Der Chef der zur Newyorker Gummaausstellung entsandten brasilianischen Deputation, Dr. Candido Mendes, telegraphierte an den Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo, daß der Gedanke, nach Eröffnung des Panamakanals eine direkte Schiffsverbindung zwischen Brasilien und Kalifornien einzurichten, im Interesse der Industrie, des Handels und der Einwanderung nach Brasilien enthusiastisch begrüßt worden sei und die Frage bereits in das Stadium ernster Beratung treten könne.

Oesterreich-ungarische Flugspende. Dem Beispiele anderer Länder folgend, hat sich auch in Wien ein größeres Aktions-Komitee gebildet, welches sich zum Ziele machte, eine Luftflotte der österreichischen Heeresverwaltung zur Verfügung zu stellen und sind auch namhafte Spenden zu diesem patriotischen Zwecke von vielen österreichischen Kolonien zustande gekommen. So ist nun auch an die österr. Kolonie unserer Stadt ein diesbezügl. Aufruf ergangen, unterzeichnet von den Herren Hugo Arens und Charles Strucely. Wir hoffen, daß die eingeleitete Sammlung erfolgreich sein wird, wodurch das Wiener Komitee in seinen Bestrebungen Unterstützung finden wird.

Eine treffliche Gegenüberstellung. Ein Mann, der mit offenen Augen durch die Welt gereist ist, belehrt seine Landsleute im „Jornal do Commercio“, daß der Hafen von Santos, den man so oft als ein wahres Weltwunder preist, eigentlich noch recht bescheiden ist. Liverpool hat 57 Kilometer Hafenanlagen und 26 Docks; Santos hat nur 4 Kilometer und 700 Meter Anlagen und kein Dock. Nur in einem gleicht Santos beinahe Liverpool — in den Einnahmen, und nur in einem übertrifft Santos Liverpool, und zwar im Reingewinn. Die Ein-

nahmen der beiden Häfen im Jahre 1911 waren folgende: Liverpool 1.950.300 Pfund Sterling, Santos 1.206.000 Pfund Sterling. Der Warenverkehr in dem englischen Hafen betrug im gedachten Jahre 10 Millionen Tonnen, der im Hafen von Santos betrug nur 1.600.000 Tonnen, so daß in Liverpool pro Tonne 3 Shilling 3 Pence eingenommen wurden, in Santos dagegen 15 Shilling. Nach diesem Vergleich braucht man wohl nicht erst den Nachweis zu erbringen, daß in Santos der Handel sehr glatt geschoren wird, und da gibt es noch Leute, die da sagen, daß die Hafengesellschaft in unserer Nachbarstadt ein wichtiger Faktor des Fortschrittes sei.

Zum Untergang der „Oravia“. Am 13. November ist der Dampfer „Oravia“ von der Pacificlinie, der am 10. ds. aus dem Hafen von Montevideo ausgelaufen war, auf dem Sealfelsen bei dem Puerto Stanley aufgefahren und gestrandet. Ueber diesen Schiffsunfall, der unseren Lesern bereits bekannt ist, entnehmen wir einem La Plata-Tauschblatt: Der erste Hafen, den die „Oravia“ von Montevideo hätte anlaufen sollen, wäre am 13. Puerto Stanley gewesen, und kurz vor der Einfahrt ist ihr das Unglück zugestoßen. Wenn das Wetter klar ist und keine starken Winde herrschen, ist die Schifffahrt dort ohne jegliche Gefahr; bei Sturm und Nebel aber kann man die Gegend eine unheimliche nennen. Die hydrographischen Aufnahmen lassen viel zu wünschen übrig, ebenso stecken die Studien über die Strömungen und über die meteorologischen Verhältnisse jener Breiten noch in den Kinderschuhen. Die Gegend, in der der Dampfer gestrandet und untergegangen ist, ist ein Labyrinth von Inseln und Inselchen, von Felsen über Wasser und unter Wasser; deshalb existiert dort der Leuchtturm von Cap Pembroke; aber nicht immer können die Lichter gesehen werden, und an solchen Tagen kann es dem Seefahrer, der nicht still liegen kann, passieren, daß er ins Ungewisse gerät, und Winde und Strömungen können das übrige beitragen, daß ein Unglück entsteht. Auf das Bestimmteste läßt sich die Unfallstelle noch nicht angeben. (man weiß nur, daß an dem Sealfelsen das Unglück sich ereignete. Puerto Stanley selbst liegt an der kleinen Bai des gleichen Namens und die Einfahrt ist nur 300 Meter breit. Die Bai ist eine ausgezeichnete. Das Klima ist aber veränderlich; Schneestürme sind auch im Sommer nichts Seltenes. Im Hafen befindet sich ein Kohlendepot. Die „Oravia“ war vollbesetzt von Montevideo ausgelaufen, mit 250 Passagieren erster und zweiter Klasse und 50 Zwischendeckern. Der gestrandete Dampfer hatte 5374 Register-tonnen, wurde in Pelafast erbaut im Jahre 1897; seine Länge betrug 401 Fuß, 48 8 Fuß die Breite und er hatte 33 Fuß Tiefgang. Er besaß zwei Schrauben und hatte vier Decks. Sein Kapitän war Herr W. C. Poole. Die „Oravia“ hatte bereits vor anderthalb Jahren einen Unfall. Sie ist damals vor der Einfahrt in den Hafen von Montevideo aufgelaufen.

Einwanderung. Vom 1. Januar bis 24. November sind in unserem Staate 91.532 Einwanderer angekommen. Bis 29. werden mit folgenden Dampfern noch Einwanderer erwartet: mit „Cap Verde“ 262, mit „Zealandia“ 472, mit „Italie“ 1.752, mit „Araguaya“ 269, mit „Samara“ 15, mit „Arlanza“ 60, mit „Sophia Hohenberg“ 50, mit „Baro“ 55 zusammen 2.935. Es ist demnach noch wahrscheinlich, daß bis Ende des Jahres die erstrebte Zahl von 100.000 erreicht wird.

Kaffee. Aus St. Petersburg wird gemeldet, daß der brasilianische Gesandte am russischen Hofe, Hr. Dr. Alcebiades Peçanha, eine längere Reise durch das innere Rußland gemacht und sich danach umgeschaut habe, ob der Kaffeeimport, der in dem rus-

sischen Kaiserreich ein geringer ist, nicht gehoben werden könnte. Die Resultate der Reise seien sehr günstig gewesen. Vor Monaten, als die Vertreter der russischen „Freiwilligen Flotte“ hier waren, war vom russischen Markt sehr häufig die Rede, nachher vergaß man ihn aber wieder ganz, so daß es sehr angebracht war, daß unser Gesandter in der Neva-Stadt dieses Thema wieder auf die Tagesordnung brachte. Der russische Markt ist sehr groß und auch aufnahmefähig, so daß er den Rückgang der Kaffeeinfuhr in Deutschland und England wieder wettmachen kann. Die in Aussicht gestellte direkte Dampferverbindung zwischen Santos und Odessa wird wohl nicht eher Tatsache werden, bis der Krieg auf dem Balkan vorüber ist. Da dieser aber allem Anschein nach nur noch kurze Dauer haben wird, so kann bereits für das nächste Jahr mit der gedachten neuen Verbindung gerechnet werden. Für den Kaffeehandel kommt wohl nicht das ganze russische Reich in Frage, denn große Teile der Bevölkerung werden noch lange dem Kwas treu bleiben, aber es genügt schon, daß die westlichen Provinzen Rußlands ebensoviel Kaffee einführen wie z. B. Deutschland, um die Sache der Propaganda wert erscheinen zu lassen.

Die deutsche Gefahr auf der Tagesordnung. In der englischen Zeitschrift „The Economist“ hat am 16. ds. ein ganz besonders schlauer Manu einen Artikel vom Stapel gelassen, in dem er erklärt, daß das gegenwärtig schwierigste Problem der internationalen Politik sehr leicht gelöst werden könne, wenn man Deutschland gestatte, Brasilien, „eines der reichsten und am schlechtesten regierten Länder der Welt“, militärisch zu besetzen. Diese Aeußerung hat in London eine große Entrüstung entfesselt, und ein Herr G. T. W. Hayes der sich in Brasilien aufgehalten hat, hat sich bereit zu erklären, daß Brasilien absolut nicht so schlecht regiert werde, denn die in diesem Lande arbeitenden britischen Gesellschaften hätten nicht den geringsten Grund, sich über die Regierung zu beklagen. Ein anderer Korrespondent desselben Blattes, der selber Brasilianer ist, hat wieder festgestellt, daß die Kapitalisten die Situation eines Landes besser kennen als diejenigen, die sich mit der internationalen Politik befassen. Eine Aktion Deutschlands gegen Brasilien sei ein Ding der Unmöglichkeit, denn Brasilien sei von Deutschland etliche tausende Meilen entfernt, und schließlich seien ja auch noch andere Mächte da, die ein Wort mitzusprechen hätten. — Die Herbstkälte scheint auf manchen Gehirnkasten dieselbe Wirkung auszuüben wie die größte Sommerhitze, denn die Anlassung des „Spectator“-Mannes ist nichts anderes als Wahnsinn.

Unfall bei der Jagd. In der Freguezia de O' vergnügte sich ein gewisser João Alves de Siqueira am Montag damit, daß er ungeachtet des Jagdverbotes zu dieser Jahreszeit in einem Wäldchen Vögel nachstellte. Es bediente sich dabei eines weittragenden Karabiners und so kam es, daß ein von ihm abgefeuerter Schuß durch das ganze Wäldchen ging und auf der anderen Seite einen 8-jährigen Neffen des unglückseligen Jägers in den Leib traf. Der Nimrod hatte gar nicht bedacht, daß er mit seiner Waffe, deren Kugel auf tausend und mehr Meter noch eine große Durchschlagskraft hat bei der Vögeljagd seine Mitmenschen in Lebensgefahr brachte. Der Zustand des angeschossenen Jungen ist verzweifelt.

Todesfall. Am Sonnabend verstarb hier im Alter von sechzig und wenigen Jahren Herr Dr. Olympio Giffenig von Niemeyer. Der Verstorbene, ein Bruder des Marschalls Conrado von Niemeyer,



studierte in São Paulo die Rechte und ging nach dem 1868 gemachten Examen nach Deutschland, wo er auf verschiedenen Universitäten sich fortbildete. Er kehrte als Doktor der Philosophie und der Rechte nach Brasilien zurück, um sich in Rio de Janeiro der Advokatur zu widmen. Dr. Niemeyer war einer der besten Kenner des römischen Rechtes in Brasilien, das er auch jahrelang an der freien juristischen Fakultät in Rio de Janeiro lehrte. Dem Advokatenberuf ist Dr. Niemeyer bis an sein Lebensende treu geblieben und nur kurze Zeit hat er im Jahre 1887 als Sekretär der damaligen Provinz Amazonas eine Staatsstellung bekleidet. Der verstorbene Gelehrte, der mehrere Töchter, aber keinen Sohn hinterläßt, war Onkel der Herren Commendador Conrado Jacob de Niemeyer, Industrieller in Rio de Janeiro, Dr. Carlos und Dr. Alfredo de Niemeyer, Ingenieure, und Dr. C. de Niemeyer, Arzt in São Paulo.

**Arbeiterpartei.** Herr Pinto Machado, der dem vor einigen Tagen geschlossenen Arbeiterkongreß in Rio de Janeiro präsidierte, wird demnächst nach São Paulo kommen und den ganzen Staat bereisen, um die Gründung einer Arbeiterpartei zu betreiben. An der Spitze dieser Bewegung stehen, obwohl ihre Namen nicht offiziell unter den Vorstandsmitgliedern figurieren, die Herren Bundesdeputierten Mario Hermes und Nicanor do Nascimento, und es handelt sich hier demnach mehr um eine politische Bildung als um ein Werk zum Wohle der Arbeiterschaft.

**Viehausstellung.** Die Viehausstellung, von der wir bereits berichteten, wird am 21. April auf der zotechnischen Station „Dr. Carlos Botelho“ eröffnet werden.

**Der stellvertretende österr.-ung. Konsul,** Herr A. von Ocetkiewicz, stattete am Donnerstag in Begleitung des Sekretärs, Herrn José Kosowsky, den Herren der Staatsregierung einen Besuch ab und besuchten darauf auch die Bibliothek- und Informationsabteilung des Ackerbausekretariats, wo er sich verschiedenes Auskunftsmaterial über die Landwirtschaft und Kolonisation geben ließ.

**Ein interessanter Bauplan.** Der bekannte Rechtsanwalt Herr Dr. Benjamin Mota hat mit dem Architekten Herrn Talson und dem Kapitalisten Hrn. Peregrino Lippi bei der Munizipalkammer ein Gesuch eingereicht betreffend die Bebauung der Ladeira do Carmo. Dieser sehr steile Platz, der der Munizipalität gehört, gilt als unverwertbar. Dr. Mota ist aber der Ansicht, daß er sich doch bebauen ließe, und der Architekt Talson hat bereits einen schönen Plan ausgearbeitet, der dieser Tage der Kammer vorgelegt werden soll. Nach diesem Plan würde das zu errichtende Gebäude an der Rua 25 de Março vier Stockwerke haben und mit dem hinteren Teil sich so an den Berg anschließen, daß das flache Dach des Hauses als ein Belvedere benützt werden könnte. Das Haus würde zum Teil an Detailgeschäfte und zum Teil an Private vermietet werden können. In dem Konzessionsgesuch wird dem Munizip für dieses als wertlos betrachtete Grundstück ein Preis von 1 Milreis pro Quadratmeter geboten, doch sollen für das Haus fünfzig Jahre keine Steuern gezahlt werden. Nach dieser Zeit soll das Gebäude in den Besitz des Munizips übergehen. Die Annahme dieses Gesuches, das ja dem Munizip sehr günstig ist, gilt als sicher, und man wird vielleicht schon im nächsten Januar mit dem Bau beginnen können. Dieses Haus wird das einzige seiner Art in São Paulo sein.

**Arbeiterhäuser.** Allmählich beginnt man in São Paulo der so wichtigen Wohnungsfrage ein größeres Interesse zuzuwenden. Jetzt hat Herr Dr. Jo-

quin Guimarães an den Staatskongreß ein Gesuch gerichtet, in dem er gegen gewisse Vergünstigungen sich erbiertet, in den verschiedenen Vorstädten sechstausend Arbeiterhäuser zu errichten. Die Zahl scheint im ersten Augenblick wohl etwas zu hoch gegriffen zu sein; unsere Stadt entwickelt sich aber derart, daß man an eine solche Zahl schon denken kann. Die Sache ist so dringend und so wichtig, daß der Kongreß allen Grund hätte, sich mit der Erledigung des Gesuches zu beeilen und sich entgegenkommend zu zeigen. Auf der anderen Seite sollte er aber darauf achten, daß die erwünschten Vergünstigungen nur unter der Bedingung gewährt werden, daß Arbeiterwohnungen wirklich diesen Namen verdienen und der ganze Plan nicht nachher in eine Spekulation ausartet, wie das schon anderswo der Fall gewesen ist. Der Kongreß soll sich nur von dem Gedanken leiten lassen, der Arbeiterschaft billige Wohnungen zu geben und damit die soziale Not zu lindern, was ein sichereres Mittel ist, die Ordnung zu halten, als alle Anarchistengesetze.

Gegen die „Kientöpfe“ ertönt eine warnende Stimme. Einer unserer Kollegen reklamiert beim dritten Delegado, zu dessen Aufgaben die Beaufsichtigung der Vergnügungsanstalten gehört, energische Maßnahmen gegen die Zulassung der Kinder zu den Kinovorstellungen. Wenn das Blatt erwartet, daß ihre Reklamation etwas nützen wird resp. daß Herr Dr. Rudge Ramos gegen die Kinos etwas ausrichten kann, dann bedauern wir, seinen Optimismus nicht teilen zu können. Gegen die Kientöpfe muß eine größere Aktion in die Wege geleitet werden, und unserer Ansicht nach wäre es das richtigste, das Kino durch das Kino selbst zu bekämpfen, indem man die sensationellen Films durch gute, schöne und instruktive Films ersetzt. Daß die immer mehr zunehmenden Verbrechen Minderjähriger mit dem Kinounfug zusammenhängen, dürfte außer Frage gestellt werden; anders kann es ja gar nicht sein, denn die Films sind meistens derart, daß sie auf das Gemüt Unerwachsener äußerst ungünstig einwirken müssen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß vor genau zwei Jahren das nicht ganz normale Mädchen Amelia Ferraresi durch eine Kinovorführung veranlaßt wurde, gegen die Leiter des Asyls Christovam Colombo auszusagen, wodurch der zweite Teil der Idalina-Tragödie herbeigeführt wurde, die nicht nur unsere Stadt, sondern ganz Brasilien erschütterte. Die schlechten Bilder sollten verboten werden, und zu diesen rechnen wir nicht nur die unzüchtigen Handlungen, sondern vor allen Dingen die blödsinnigen Abenteuerdramen, die nur die Phantasie erhitzen und durch nichts daran erinnern, daß der Kinematograph eine schöne Erfindung ist.

**Postalisches.** Der Verwalter der Post in São Paulo beantragt in seinem an den Generaldirektor gerichteten Bericht die Erhöhung des Personals um 177 Mann; nach dieser Reform würde die hiesige Post nicht weniger als 610 Personen beschäftigen. Ob nach einer solchen Personalvermehrung der Betrieb besser würde, ist nicht zu behaupten, denn eine größere Anzahl von Personen verrichtet nicht immer mehr Arbeit, und das hauptsächlich dann nicht, wenn die Oberleitung jeden Augenblick versagt und die Arbeitsteilung nicht nach dem Verdienst, sondern nach der Protektion geschieht, wie dies auf der hiesigen Post der Fall ist. Daß die 433 Postangestellten sich überarbeiten, wie der Verwalter behauptet, das werden ihm nur ganz Naive glauben.

**Feuerwehr.** Der Justizsekretär, Herr Dr. Sampaio Vidal, hat angeordnet, daß den Feuerwehrleuten, wenn sie von der Brandstätte zurückkehren, nicht mehr alkoholische Getränke, sondern heißer

Kaffee verabreicht werden soll. Dr. Sampaio Vidal ist auf den Alkohol schlecht zu sprechen, und wo er nur kann, da verdrängt er ihn. Der Alkohol wurde den von der meistens sehr schweren Arbeit zurückkehrenden Feuerwehrleuten deshalb gereicht, weil man annahm, daß er die Lebensgeister aufrüttle; Dr. Sampaio Vidal ist aber der Ansicht, daß der Kaffee dasselbe tue, ohne die Nachteile zu hinterlassen, die bei dem Alkohol eintreten und die manchmal die Vorteile weit übertreffen.

Unterschlagung. Der Postbeamte Flavio Salles hat eine Unterschlagung von über zwanzig Contos de Reis begangen. Nach der Aufdeckung seines Vergehens ist Flavio verschwunden. Er hat Briefe hinterlassen, in welchen er von seinen Arbeitsgenossen Abschied für alle Ewigkeit nimmt. In dem Briefe an den Administrator sagt er, daß er bei der Freguezia d'O in den Tieté springen werde. Er hätte die Stelle noch genauer bestimmen sollen.

Großer Nachlaß. Der vor einiger Zeit in den Vereinigten Staaten verstorbene Kaffeegroßhändler John Arbuckle hat ein Vermögen von über 30 Millionen Dollar hinterlassen, das seine beiden Schwestern erben, von denen die eine allerdings schon 72 Lenze zählt. Das Vermögen ist größtenteils in der John Arbuckle Coffee Co. angelegt, die von den beiden Neffen des Verstorbenen geleitet wird.

Statistisches. Das „Boletim Estatístico“ enthält über die Einwanderung in diesem Staate folgende Daten. Im Jahre 1911 kamen 64.990 Einwanderer im Staate São Paulo an. 50.957 landeten in Santos und 14.033 kamen über Rio de Janeiro. Von den Zugewanderten waren 61.508 Fremde und 3382 Brasilianer. Die Fremden verteilten sich nach Nationalitäten:

Italiener	18.830
Spanier	17.862
Portugiesen	17.507
Türken	3.143
Oesterreicher	1.434
Deutsche	880
Russen	701
Franzosen	274
Griechen	194
Ungarn	165
Verschiedene	518

zusammen 61.508

Die Ein- und Auswanderungsbewegung war in den letzten vier Jahren folgende:

Jahr	Einw.	Ausw.	Uebersch.
1911	64.990	27.331	37.659
1910	37.690	30.761	6.929
1909	38.238	34.512	3.726
1908	37.875	30.750	7.125
zusammen	178.793	123.354	55.439

Im letzten Jahre hat die Abwanderung bedeutend abgenommen, was sowohl in der Besserung der Lebensverhältnisse als auch darin seine Erklärung findet, daß die waffenfähigen Italiener wegen des Tripoliskrieges vorzogen, in Brasilien zu bleiben.

Von den Einwanderern kamen 43.532 auf eigene und 21.458 auf Staatskosten. In den Jahren 1881 bis 1911 sind in São Paulo eingewandert:

Italiener	846.536
Spanier	215.637
Portugiesen	180.019
Oesterreicher	26.521
Andere	103.295

zusammen 1.372.008

In den dreißig Jahren hat der Staat für die Einwanderung 65.200:000\$ ausgegeben. Im Jahre 1911

beliefen sich die Ausgaben für diesen Zweck auf 3.446:666\$. In der Einwandererherberge zu São Paulo fanden im Jahre 1911 44.452 Personen Aufnahme.

Subventionierte Einwanderer	21.458
Freiwillige Einwanderer	12.482
Arbeiter aus der Stadt oder dem Inuern	6.784
Rückwanderer	640
Verschiedene	3.088
	44.452

In den vorhergehenden vier Jahren war die Bewegung in der Einwandererherberge wie folgt:

1910	32.600
1909	31.013
1908	30.325
1907	22.635

Die Municipien, welche 1911 die meisten Einwanderer aufnahmen, waren:

Jahú	1912
Santa Cruz do Rio Pardo	1829
São Simão	1737
Ribeirão Preto	1712
São Manoel	1550
Baurú	1477
Pirajú	1302
Araraquara	1275
Campinas	1204
São Carlos	1173
Jaboticabal	1158
Cravinhos	1056
Sertãozinho	1045

Von den 44.452 in der Herberge abgestiegenen Einwanderern waren 27.537 männlichen und 16.915 weiblichen Geschlechts. Dem Alter nach waren:

Ueber 12 Jahre	30.569
Zwischen 7 bis 12 Jahren	4.947
Zwischen 3 bis 7 Jahren	4.807
Unter 3 Jahren	4.129

Verheiratet waren 17.135, ledig 12.192, verwitwet 1242.

Selbstmord. Am Mittwoch morgen vergiftete sich in seiner Wohnung an der Rua Ipiranga Nr. 57 der Eigentümer der bekannten Bar „Au Cabaret“, Praça Antonio Prado Nr. 2A, Herr André Colas. Als die Hausmieterin das Zimmer ihres Mieters betrat, dessen langes Schlafen ihr aufgefallen war, fand sie ihn tot vor. Aus den hinterlassenen Briefen geht hervor, daß Herr Colas deshalb die Hand an sich legte, weil er seinen kommerziellen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte. Die erst kürzlich von ihm übernommene Bar ging nicht so gut, wie er erwartet hatte und das brachte ihn zur Verzweiflung. Herr Colas war verheiratet. Seine Frau befindet sich zurzeit in Buenos Aires.

Stadtverschönerung. Der Staatspräsident Herr Dr. Rodrigues Alves hat dem Stadtpräfekten Herrn Duprat einen Brief geschrieben, in dem er dem Municipaloberhaupte die Versicherung ausspricht, daß der Staat die Stadt bei der Durchführung des großartigen Verschönerungsplanes auf das nachdrücklichste unterstützen werde. Zwischen beiden Herren wird in den nächsten Tagen wieder eine Konferenz stattfinden und dann soll die Aufnahme einer Anleihe von drei Millionen Pfund Sterling beschlossen werden, die für die Stadtverschönerung verwendet werden soll. Das scheint des Guten nun doch zuviel zu sein; die Bevölkerung würde es jedenfalls lieber sehen, wenn Staat und Stadt mit vereinten Kräften, anstatt Millionen für die Verschönerung, Tausende für die Reinigung ausgeben würden. Die einmal in Angriff genommene Stadtverschönerung soll fortgesetzt werden, aber deshalb liegt noch kein Grund vor, sie auf diese Weise forciieren. Vor allen Dingen sollte man das Au-

genmerk auf das Nächstliegende richten: die Reinlichkeit, mit der nicht nur die Schönheit, sondern auch die Hygiene der Stadt auf das engste zusammenhängt.

Graphische Ausstellung in Leipzig. Im Jahre 1914 wird in Leipzig, des deutschen Zentrums der graphischen Künste eine internationale graphische Ausstellung veranstaltet werden. Unsere Bundesregierung hat die Einladung erhalten, Brasilien sollte sich an dieser Ausstellung beteiligen. Die Ausstellungsbedingungen werden bald veröffentlicht werden, damit die graphischen Etablissements sich für die Ausstellung vorbereiten.

Zum Grenzstreit zwischen Paraná und Sta. Catharina erfährt man, daß der Kardinal-Erzbischof von Rio de Janeiro das ihm angebotene Schiedsrichteramt nicht werde annehmen können, weil sein Bruder, der Richter des Obersten Bundestribunal, Dr. André Cavalcante, in dem Grenzstreit als Berichterstatter figuriert habe. Deshalb werde er als befangen betrachtet. Jetzt wolle man Dr. Clovis Bevilacqua zum Schiedsrichter nehmen. Dieser Herr wird sich für die Ehre bestens bedanken.

Ein sonderbarer Fall. Vor einiger Zeit arbeitete ein hoher Bundesoffizier für die territoriale Verteidigung Brasiliens einen neuen Plan aus. Er zählte alles auf, was ihm schlecht oder unvollkommen dünkte und gab an, wie man das besser machen sollte. Als die umfangreiche Arbeit fertig war, sprach er sie selbst zum Kriegsminister, denn sie sollte nicht nach alten Mustern eine öffentliche Kritik sein, sondern ein Versuch, die Landesverteidigung zu heben. Es verging eine geraume Zeit, der Offizier — es handelt sich um einen General — hörte nichts mehr von seiner Arbeit, bis er plötzlich einige Teile aus derselben abgedruckt fand — aber wo? — in der von dem argentinischen Generalstab herausgegebenen Rundschau. Der General dachte, daß das Kriegsministerium irgend welche Maßnahmen getroffen haben müsse, die ihm nicht zur Kenntnis gekommen wären und die Argentinier von diesen erfahren hätten. Er ging zum Kriegsminister, um sich über die Sache zu informieren. Wie groß war sein Erstaunen, als er von General Vespasiano erfuhr, daß der Reformentwurf noch immer in seinem Schubfach verschlossen sei, da er keine Zeit gefunden habe, das umfangreiche Dokument zu studieren. Jetzt entsteht nun die Frage, wie hat der argentinische Generalstab von einem Plane Kenntnis erhalten, der im Schreibtisch des brasilianischen Kriegsministers liegt. Wenn irgend welche Maßnahmen getroffen wären, dann ließe sich die Sache so erklären, daß einer von der Sache erfahren haben müsse, für dessen Ohren sie nicht bestimmt war; das ist aber nicht der Fall, und doch wissen die Argentinier schon davon. Sonderbar, tatsächlich höchst sonderbar!

Zur Ehescheidungsfrage. Der Antrag des Bundesabgeordneten Dr. Floriano de Brito betreffend die Einführung der Ehescheidung kann jetzt schon als abgewiesen gelten und dennoch dauern die Einsendungen der sogenannten Proteste fort. Wenn die Bundeskammer die sonderbarsten ruinösesten Zollgesetze entwirft und die skandalösesten Konzessionen bewilligt, dann regt sich keine Hand zum Proteste, wenn die Kammer ein wirklich notwendiges Gesetz ansarbeiten will, dann geht ein Ruf wie Donnerhall durch das ganze Land und alles will des gegenwärtigen unmoralischen Zustandes treuester Hüter sein. Wie diese Protestlisten zustande kommen, darüber berichtet unsere Namensschwester in Porto Alegre: „Ein Unfug, der scharf gerügt werden muß, ist die Art, wie nicht selten Unterschriften ergattert werden, wenn es sich um eine Petition für irgend eine

öffentliche Angelegenheit handelt. So ergeht es jetzt mit dem seit Jahren schwebenden Ehescheidungs-gesetz. Man liest von allen Gegenden des Landes, daß da und dort Petitionen gegen das geplante Gesetz mit Tausenden von Unterschriften beim Kongreß eingereicht werden. Auf welche Weise diese Unterschriften oft zusammengebracht werden, daran denken die wenigsten, am allerwenigsten wohl die, auf welche sie Eindruck machen sollen. Einem geschriebenen Namen kann man es schwer ansehen, wer ihn aufs Papier gesetzt hat, wenn der Schreiber dem Leser nicht etwa persönlich bekannt ist. Wir erfahren jetzt, daß von Gegnern des Ehescheidungsprojektes Listen in hiesigen Schulen herumgeschickt worden sind, um die Unterschriften der Schulkinder zu erlangen. Wir können auf Wunsch mit Namen dienen. Wer der oder die Urheber dieses unredlichen Vorgehens sind, können wir mit Bestimmtheit nicht sagen, und Vermutungen, wenn sie uns auch ziemlich festen Boden zu haben scheinen, wollen wir nicht Raum geben.“

Ahnliches hört man aus allen Staaten und Städten Brasiliens, wo diese Protestlisten zirkulierten. Die ganze Sache artete in einen riesengroßen Schwindel aus, den auch die Gegner der Ehescheidung, die es aufrichtig meinen, auf das tiefste beklagen müssen. Wenn jemand etwas bekämpfen zu müssen glaubt, dann soll er es mit erlaubten Waffen bekämpfen und nicht zum Schwindel Zuflucht nehmen. — Auffällig ist es übrigens, daß viele geschworene Gegner der Ehescheidung, die von dieser befürchten, sie würde die Familie zerstören, gegen das Matressenwesen nichts einzuwenden haben und an Plätzen sich zeigen, wo Schwärmer für die Heiligkeit der Ehe nicht erscheinen sollten.

Auf Sumatra ist der Kaffeebau so ziemlich auf den Aussterbeetat gesetzt. Da die Pflanzungen nur noch einen mäßigen Ertrag gaben, der die Produktionskosten nicht deckte, so hat man zwischen die Kaffeesträucher Gummibäume gepflanzt, diese geben aber schon nach einigen Jahren sehr viel Schatten, welcher den Kaffee erstickt. So wird von den Kaffeepflanzungen auf der Insel bald nur noch wenig übrig sein.

Industrie im Staate São Paulo. In Jundiahy planen einige Kapitalisten die Gründung einer großen Papierfabrik. Dieselbe wird mit einem Kapital von 600:000\$000 arbeiten.

Denkmal zur Erinnerung an die Gründung S. Paulos. Dieser Tage hat das Komitee zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren der Gründer São Paulos eine Sitzung abgehalten und hat der Präsident desselben, Herr Antonio Prado, dabei darüber Bericht erstattet, daß der Bildhauer Zani in Rom, dem die Ausführung des Denkmals anvertraut wurde, seine Arbeit beendet habe. Jetzt kann das Werk bereits in Bronze gegossen werden. Es waren verschiedene Offerten von Kunstgießereien eingelaufen und hat das Komitee sich für das Angebot der „Fonderia Artistica di Oreste Buongirolami“ entschlossen.

Die Light and Power, die von Guinle & Co. schon sehr scharf aufs Korn genommen wird, hat jetzt noch einen Gegner bekommen und zwar die „Empreza de Força e Luz Norte de São Paulo“. Der Präsident dieser Gesellschaft, Herr Ricardo Ville'a, hat an die Munizipalkammer eine Eingabe gerichtet, in der er das Angebot des karadenser Syndikats betreffend die Kontraktverlängerung um er Ausführung sehr wichtiger Gründe angreift. Ob das aber etwas nützen wird, das ist sehr fraglich, denn unsere Stadtväter haben für die Light and Power eine große Schwäche; bisher haben gegen die Light alle Gründe versagt.

Normalschulen. Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß vor einigen Wochen die Staats-

kammer mit Gesuchen um Errichtung von Normal- schulen überlaufen wurde. Fast jede Stadt im Innern wollte eine solche Schule haben. Jetzt heißt es, daß nur einem einzigen dieser Gesuche, und zwar dem der Stadt Casa Branca entsprochen werden soll. Das wird böses Blut machen. Die Deputierten derjenigen Bezirke, die die verlangte Schule nicht erhalten, werden sich verletzt fühlen, aber da ist nichts zu wollen, denn es wäre doch ein Nonsens, im Staate dreißig oder vierzig Lehrerseminare zu errichten. Die Gesuchsteller haben eben nicht nachgedacht, ob denn ein solches Institut in ihrer Stadt wirklich notwendig und seine Errichtung möglich sei, sondern sie haben ihre Gesuche nur deshalb eingebracht, weil andere dasselbe taten.

Familiennachrichten. Herr Joaquim M. Pacheco und Frau Elisa A. Pacheco zeigen uns ihre Vermählung an. Unseren Glückwunsch.

— Am 22. d. M. feierten in Villa Americana Herr Anton Horschütz und Frau das seltene Fest der goldenen Hochzeit. Wir gratulieren.

Baumfrevel. Die Bewohner der Rua Conselheiro Tobias beschwerten sich darüber, daß herumlungern- de junge Leute sich daraus ein Vergnügen machen, die Laubbäume zu zerstören. Die Polizei wird auf diesen Unfug aufmerksam gemacht. Das wird aber nichts nützen, denn die betreffenden jungen Leute gehören zu denen, die sich alles erlauben dürfen. Wenn sie streikende Arbeiter wären . . .

Das Anarchistengesetz wirft bereits seine Schatten voraus. Die Polizei hat in Santos gegen die streikenden Angestellten der União de Transportes dieselben Mittel angewendet, wie sie die reaktionäre argentinische Regierung anzuwenden pflegt. Die Streiker haben noch keine Konflikte provoziert und doch hat die Polizei schon zahlreiche Verhaftungen vorgenommen und es wird unumwunden zugestanden, daß die Absicht besteht, die Streiker, insofern es Ausländer sind, aus Brasilien auszuweisen. Ein solches Vorgehen ist nur geeignet, den Anarchismus, den man hier so sehr fürchtet, großzuziehen. Wenn unsere Autoritäten etwas Geschichte studieren würden, dann würden sie erfahren, daß solche Maßnahmen immer furchtbare Katastrophen zur Folge gehabt haben, denn nichts ist dem roten Anarchismus so förderlich wie der von den Autoritäten selbst erbrachte Nachweis, daß für sie Gesetz und Gerechtigkeit tote Buchstaben sind. Ein Telegramm an ein hiesiges, der Regierung nahestehendes, also unverdächtiges Blatt meldet kurz und bündig: Die wegen des Streikes verhafteten Arbeiter werden nach der Staatshauptstadt geschickt werden, um von dort nur zur Ausweisung zurückzufahren! Die Absicht, die Leute auszuweisen, besteht als unzweifelhaft und ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Streiker noch nichts getan haben, was sie nicht hätten tun dürfen. Wir beklagen es aufrichtig, daß unser Staat nach russischen und argentinischen Rezepten handelt. Die Bundesregierung konnte natürlich auch nicht untätig bleiben und deshalb hat sie den Streik-Kreuzer „Rio Grande do Sul“, der ja auch neulich bei einem ähnlichen Anlaß in Santos war, wieder nach unserer Hafenstadt geschickt. Die paar hundert Verkehrsangestellten scheinen ja sehr gefürchtet zu sein, daß sogar die Flotte gegen sie anrückt, bevor sie noch etwas getan.

Privatkolonisation. Hier hält sich der Vertreter eines österreichischen Syndikats auf, Hr. O. Spiller, der sich für die Privatkolonisation interessiert. Der Herr hat bereits mit dem Ackerbausekretär, Herrn Dr. Paulo de Moraes Barros, über diesen Gegenstand konferiert. In den nächsten Tagen wird er sich nach dem Innern begeben, um verschiedene Kolonien kennen zu lernen.

Der Paulistaner Norden. Von befreundeter Seite wird uns geschrieben: „Ich habe seit drei Jahren oft Gelegenheit, bei Tage mit der Bahn von Rio nach S. Paulo bzw. von S. Paulo nach Rio zu fahren. Ich kenne den Paulistaner Norden also einigermaßen und verfolge mit lebhaftem Interesse seine Entwicklung. Es ist ganz unverkennbar, daß auch dieser Teil des Staates in Aufschwung begriffen ist. Diese Feststellung erscheint mir wichtig, da bekanntlich der Paulistaner Norden lange Jahre, und wohl mit Recht, in dem Rufe stand, der wirtschaftlichen Stagnation verfallen zu sein. Einst der reichste Teil des Staates, war er infolge der Aufhebung der Sklaverei, die die Fazenden mit einem Schlage von billigen und sicheren Arbeitskräften entblödete, und infolge der allmählich eintretenden Kaffeemüdigkeit des Bodens einer der ärmsten geworden, so arm, daß viele Besitzer die Bewirtschaftung ihrer Güter aufgaben und daß die Bevölkerung in den neuen Kaffeegegenden auf Wanderarbeit gehen mußte. Die Aktion, die der Staat S. Paulo zur Hebung seines Wirtschaftslebens unternahm, ist jedoch auch am Norden nicht wirkungslos vorübergegangen. Man kann den Aufschwung fast von Tag zu Tag verfolgen. Die alten historischen Städte, deren Bauten noch in den Zeiten des Verfalls von der einstigen Größe zeugten, erfüllen sich mit neuem Leben. Sie haben nicht nur für Wasserleitung und Elektrizität gesorgt, sondern sie haben auch ihren Handel und ihre Gewerbetätigkeit entwickelt. Industrien sind entstanden, und den besten Beweis für das Wiedererwachen gibt die Bautätigkeit, die überall herrscht. In den Kaffeepflanzungen hat man durch bessere Bodenbearbeitung und durch Düngung überraschende Erfolge erzielt. Die Viehzucht wurde ausgedehnt und rationell gestaltet. Sie liefert heute schon gute Resultate. Am meisten aber hat wohl der Uebergang zur Pflugkultur zum Aufschwung des Nordens beigetragen. Die Flachländer werden in von Jahr zu Jahr größerer Ausdehnung mit dem Fluge bearbeitet, und zwar zum nicht geringen Teil mit Dampfpflügen. Es gewährt dem Auge des Europäers, der in Brasilien fast nur Hackkultur zu finden gewohnt war, einen eigenartigen Reiz, wenn er diese sauber gepflegten und mit Säemaschinen bestellten Felder sieht. Und er empfindet so recht augenscheinlich die Wahrheit der Worte, die Herr Pandiá Calogeras neulich in seinem Vortrage über die Geschichte der brasilianischen Volkswirtschaft sprach: „Wir haben gesiegt, wenn das Symbol unserer Landwirtschaft nicht mehr die Hacke, sondern der Pflug ist! Der Paulistaner Norden ist auf dem besten Wege, diesen Sieg zu erringen. Unter den Feldfrüchten dürfte wohl heute bereits der Reis die erste Stelle einnehmen. Die klimatischen und Bodenbedingungen sind ja auch ganz besonders günstig, und wie es gemacht werden muß, das haben in großem Maßstabe die Trappisten vom Kloster Maris Stella bei Tremembé gezeigt. Ihr Beispiel hat glücklicher Weise viele Nachahmer gefunden. So scheint die Stagnation des Nordens überwunden zu sein: er ist auf dem besten Wege, sich die Stellung im Wirtschaftsleben des Staates wiederzuerringen, die er bei intelligenter und energischer Arbeit einzunehmen vermag. Auf jeden Fall ist der Abstand gegen die unter gleichen Bedingungen lebenden, benachbarten Teile des Staates Rio schon heute so groß, daß man den Uebertritt in das Gebiet des Staates S. Paulo auch dann gewahr wird, wenn man die Stationsnamen nicht beachtet und die Karte nicht studiert.“

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Nach einer der Presse zur Kenntnis gegebenen Erklärung der Verwaltung des Unternehmens soll, soweit das bereits

vorliegende Resultat es voraussichtlich ermöglicht, für das laufende Jahr eine Dividende von 14 Proz. gegen 10 Proz. in 1911 verteilt werden. Die Verwaltung erklärte aber außerdem, daß sehr erhebliche Abschreibungen vorgenommen würden, was darauf schließen läßt, daß die Gesellschaft sich in der diesjährigen Dividendenverteilung eine Reserve auflegt und einen großen Teil des Gewinnes pro 1912 zur inneren Konsolidierung verwendet. Die Ankündigung der Hamburg-Süd läßt bereits ein Urteil über die Dividendenpolitik der deutschen Reedereigesellschaften für das laufende Geschäftsjahr zu. Danach werden dieselben ihre glänzenden Gewinne in erster Reihe zu Abschreibungen und Reserven verwenden und die Erhöhung der Dividende in mäßigem, zu dem Resultat in keinem Verhältnis stehenden Rahmen halten. Die Politik der Linienreedereien, in „fetten“ Jahren für spätere „mager“ Jahre vorzubereiten, muß unbedingt als sehr vernünftig bezeichnet werden. Nachdem die Generalversammlung der Hamburg-Süd die Erhöhung des Aktienkapitals um 10 auf 25 Millionen Mark genehmigt hat, werden die Aktien nunmehr auch an der Berliner Börse eingeführt werden. Das Bezugsrecht der jungen Aktien wurde auf 145 Proz. bemessen. Die Entscheidung der Generalversammlung wurde von dem Vorsitzenden als ein epochenmachender Abschnitt in der Entwicklung der Hamburg-Süd bezeichnet. Die Entwicklung hat gerade in den letzten Jahren ein sehr ruhiges Tempo angenommen. Das war freilich auch eine naturgemäße Folge der mächtigen Entwicklung der südamerikanischen Staaten sowohl der am La Plata als auch Brasiliens. Gleichzeitig drängt aber auch die wachsende Konkurrenz zur weiteren Ausbildung und Vergrößerung der Flotte. Der Vorsitzende bemerkte schließlich, daß die Gerüchte, die Zweifel an der Stabilität des Dampfers „Cap Finisterre“ äußerten, absolut falsch seien. Die Dampfer der „Cap“-Klasse hätten sich in jeder Beziehung voll bewährt. Ein Schwesterschiff namens „Cap Trafalgar“ wird im nächsten Sommer geliefert, und ein weiterer Cap-Dampfer zur Fertigstellung im Sommer 1914 ist bei der Werft von Blohm & Voß, Hamburg, in Auftrag gegeben. Zwei große Frachtdampfer von je 12.000 Tonnen gelangen Anfang nächsten Jahres zur Ablieferung.

### Bundeshauptstadt.

Ein wohlfeiler Rat. Im „Jornal do Brazil“ empfiehlt der mit Bermudes zeichnende Mitarbeiter der Bevölkerung, alle Bedarfsartikel, die in ausbeuterischer Weise monopolisiert sind, zu boykottieren, in erster Linie also augenblicklich das Fleisch, dessen Preis andauernd im Steigen begriffen ist. Der Rat wäre gut, wenn er durchführbar wäre. Bermudes hat wohl an das Beispiel gedacht, das die Frauen weiter Gebiete der Vereinigten Staaten vor einer Reihe von Monaten gaben, als dort die Fleischteuerung ebenfalls ins Ungemessene zu gehen drohte. Die nordamerikanischen Hausfrauen haben den Boykott wochenlang durchgeführt, und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Aber bei uns liegen die Verhältnisse anders. Die Bevölkerung der Union ist viel weiter fortgeschritten als die unsere im Durchschnitt sein kann. Der Gedanke des Zusammenwirkens ist ihr in Fleisch und Blut übergegangen, während wir aus der individualistischen Vereinzelung nicht herauszufinden wissen. Die oberen Volksschichten, denen die Preissteigerung nicht empfindlich ist, haben bei uns wenig Neigung, sich der unteren Klassen wegen irgendwelche Entbehrungen aufzuerlegen, und diese unteren Klassen selbst wären wohl leichter dazu zu bewegen, das Fleischdepot von S. Diogo

oder die Fleischerläden zu stürmen, als einen regelrechten Boykott durchzuführen. Der zweite Unterschied im Vergleich mit den nordamerikanischen Verhältnissen liegt darin, daß es dort leicht ist, Ersatznahrung zu beschaffen, bei uns aber nicht. Die Staaten haben eine riesige Geflügel- und Eierproduktion, eine wohlorganisierte und billige Fischversorgung, Gemüse und Obst in Fülle. All das fehlt uns, oder besser gesagt, ist so teuer, daß die breiten Volksmassen nicht daran denken können, Geflügel, Eier, Gemüse, Obst und Fische als Fleischersatz heranzuziehen. (Fische, die unsere Küstengewässer in unerschöpflicher Fülle darbieten, werden nicht in ausreichendem Maße gefangen, und ihr Preis ist obendrein auch gestiegen, seit das Fleisch teurer wurde!) Wenn die Leute also nicht ausschließlich von Bohnen und Reis leben wollen, dann sind sie eben auf das Fleisch angewiesen. Demnach hat die Aufforderung zum Boykott keine Aussicht auf Erfolg.

Es ist übrigens charakteristisch, daß es auch in Brasilien bisher nicht gelungen ist, die Ursachen der Fleischteuerung in einwandfreier Weise aufzudecken. Bekanntlich haben auch in Deutschland, in Oesterreich, in den Staaten die (von den Behörden vorgenommenen) Untersuchungen nicht zu sicheren Ergebnissen geführt. Die Viehzüchter machen die Viehhändler, die Viehhändler die Großschlächter, die Großschlächter die Fleischer verantwortlich. Keiner will die Schuld tragen. Für das Publikum als den leidenden Teil ist es zwar ziemlich einerlei, wer der wahre Schuldige ist — wenn es überhaupt einen gibt! — aber für eine Regierung, die Abhilfe schaffen möchte, ist die Frage wichtig. Unsere Viehhändler verteidigen sich damit, daß auf den Viehmärkten der Antriebsverhältnismäßig gering ist, da während der letzten fünf Jahre die Maul- und Klauenseuche und andere Epidemien viel Vieh dahinrafften. Bei schwachem Angebot und starker Nachfrage steigen natürlich die Preise. Diese Angaben enthalten sicher einen Teil der Wahrheit. Es wird ferner behauptet, daß die Fleischer gar nicht so unschuldig an den hohen Preisen seien, wie sie angeben. Zunächst besitze fast jeder Viehhändler und Großschlächter auch Fleischläden, entweder auf den eigenen oder auf den Namen von Strolchmännern. Ein großer Teil der anderen Fleischer sei in der Sociedade dos Açougeiros zusammengeschlossen, die selbst Vieh kaufe und schlachte und ihren Mitgliedern die Verkaufspreise vorschreibe. Dann werden noch Anklagen gegen eine Gesellschaft für den Handel mit Gefrierfleisch und gegen den Viehhändler Coronel Horacio de Lemos erhoben. Die betreffende Gesellschaft soll, weil ihr die Konzession verweigert wurde, im Innern fast alles Vieh aufgekauft haben, das sie den Händlern nur zu hohen Preisen weiterverkauft. Sie soll beabsichtigen, auf diese Weise eine solche Fleischnot hervorzurufen, daß die Präfektur das Gefrierfleisch freigibt. Da das schon vor vierzehn Tagen geschehen ist, so läge aber offenbar für ein derartiges Manöver kein Anlaß mehr vor. Außerdem herrscht in S. Paulo, wo doch der angeführte Anlaß nicht vorlag, ebenfalls Fleischteuerung. Die zweite Anklage, gegen den Coronel Horacio de Lemos, steht ebenfalls in Widerspruch mit der vorhergehenden. Herr Lemos wird nämlich auch beschuldigt, alles Vieh auf den Märkten von Sitio, Tres Corações, Cruzeiro und Bemfica an sich gebracht zu haben und auf seinen Fazendas zurückzuhalten. Er soll monatlich 350 Contos bei diesem Geschäft verdienen. An diesen Behauptungen wird nur wahr sein, daß sowohl jene Gesellschaft als auch der Coronel Lemos große Viehkäufe vorgenommen haben, und daß sie, die Hochkonjunktur ausnutzend, beim Wie-

derverkauf gehörig verdienen. Das trägt natürlich zur Verstärkung der Fleischnot bei, aber die alleinige oder auch nur die wichtigste Ursache kann es nicht sein.

Das Gelbe Fieber gilt mit Recht als eine der schlimmsten Geißeln der Menschheit in den Tropen. Unsere Häfen sind seitetwegen Jahrzehnte lang in Verruf gewesen, und doch hat selbst in den schlimmsten Jahren das Fieber nicht so viele Opfer dahingerafft, wie die Tuberkulose. In der Denkschrift über die Reform des Sanitätswesens werden die Zahlen der Todesfälle an beiden Krankheiten während der beiden schlimmsten Gelbfieberjahrfünftes in Rio de Janeiro einander gegenübergestellt.

	Gelbes Fieber	Tuberkulose
1873	3.659	1.900
1874	829	1.888
1875	1.292	1.998
1876	3.476	1.968
1877	282	2.055
1896	2.929	2.661
1897	159	2.441
1898	1.078	2.593
1900	731	2.645
1901	347	2.875
	14.782	22.875

Würde man die Zahl der Todesfälle an Gelbem Fieber und an Tuberkulose in allen Jahren seit 1873 summieren, so würde sich zeigen, daß das Verhältnis für die Tuberkulose noch viel ungünstiger ist als 14 zu 22. Rio gehört überhaupt zu den großen Städten, in denen die Schwindsucht die meisten Opfer fordert. Auf 1000 Einwohner kommen bei uns 3,83 Todesfälle an Tuberkulose, gegen 3,61 in Paris, 3,31 in Budapest, 3,29 in Wien, 2,78 in Petersburg, 2,63 in Moskau, 2,53 in Madrid, 2,17 in Washington, 2,13 in Stockholm, 1,98 in New York, 1,93 in Berlin, 1,71 in Buenos Aires, 1,54 in London und 1,51 in Brüssel. Wir sollen also die Fieberprophylaxe nicht so vernachlässigen, wie es neuerdings geschieht, aber wir dürfen darüber den Kampf gegen die tückische Tuberkulose nicht vergessen.

Vom Norddeutschen Lloyd. Wir berichteten schon neulich, daß der Norddeutsche Lloyd für den Südamerikadienst vom Januar ab vier große, neue Dampfer einstellen wird, die auf die Namen „Sierra Ventana“, „Sierra Nevada“, „Sierra Cordoba“ und „Sierra Salvada“ getauft sind. Der erste von diesen Dampfern, die erste, zweite und dritte Klasse führen, die „Sierra Ventana“, trifft am 28. Januar hier ein und geht am selben Tage südwärts weiter. Auf der Europareise berührt sie Rio am 18. Februar. Ihr folgt am 4. März die „Sierra Nevada“, am 1. April die „Sierra Cordoba“ und am 15. April die „Sierra Salvada“. Die Dampfer haben die Zwischenstationen Madeira, Lissabon, Vigo und Boulogne sur mer. Sie werden sämtlich am neuen Hafenkai anlegen.

Festungsrenovierungen. Die nach dem Süden zum Studium der Küstenbefestigungen abgesandte Kommission unter der Oberleitung des Generals Müller de Campos soll ihre Arbeiten nahezu beendet haben, sodaß wohl bald diese außerordentlich wichtige Frage spruchreif werden wird. Wie bekannt, handelt es sich in diesem Falle um Vergrößerungen und sonstige bauliche Veränderungen bei den einzelnen Festungen, die den Zweck verfolgend, dieselben den modernen Anforderungen entsprechend auszugestalten. Diese Modernisierung ist im Interesse der Sicherheit der Republik dringend erforderlich, aber sie wird sehr viele Zeit bis zur Vollendung beanspruchen, ganz abgesehen von den Geldopfern, die dabei gebracht werden müssen. Die

beider Hafenfestungen der Bundeshauptstadt, Santa Cruz und São João, stehen im Vordergrund des Interesses und sollen zuerst in Angriff genommen werden, das sie ja unsere wichtigste Hafeneinfahrt zu verteidigen haben. Herr Müller de Campos steht als Militäringenieur bei seinen Vorgesetzten in hohem Ansehen. Hoffen wir, daß er die in ihm gesetzten Erwartungen nicht enttäuschen wird! Sein Verhalten gegen den nordamerikanischen Militärattaché, den er zu seinem Haupttratgeber und Vertrauten gemacht zu haben scheint, hat nämlich außerhalb der Regierungskreise das alte Vertrauen einigermassen ins Wanken gebracht.

Die Kriegsschule hat in der letzten Zeit mehrfach in unliebsamer Weise von sich reden gemacht. Ihre Schüler, namentlich die Externen, sind groß im Flirten. Dagegen wäre ja weiter nichts zu sagen (denn die Liebelei gehört zu den Jugundeseeleien, die jenem Alter eigentümlich sind), wenn die Herren Kriegsschüler die Sache nicht gar zu ernsthaft nähmen, und wenn der Ernst nicht so oft in Rohheit ausartete. Es ist erst wenige Wochen her, daß ein fünfzehnjähriger Kriegsschüler der Eiersucht eines Rowdy von Kollegen zum Opfer fiel, nun hat sich gestern aus ähnlichem Anlaß eine förmliche Straßenschlacht entwickelt, bei der Infanterie und Kavallerie eingreifen mußte. Im Hause des Hauptbuchhalters der Companhia de Tecidos de Juta, Herrn Eugenio Collin, in der Rua Magalhães Castro erschien vorgestern der Kriegsschüler Jeronymo Ferreira Romariz, der den Spitznamen Cazusa führt und herrschte den sechzehnjährigen Sohn des Hauses, Octavio, an: „Rufe deine Schwester Cäcilie und sage ihr, daß ich hier bin!“ Cäcilie ist ein Mädchen von 12 Jahren, und Octavio sah mit Recht in den Worten des Kriegsschülers eine Beleidigung der Familie. Er wies dem Cazusa die Tür, und als der Eindringling sich weigerte zu gehen, beförderte er ihn gewaltsam an die frische Luft. Cazusa schwur Rache und hatte schon gestern Gelegenheit, sie zu üben. Als Octavio Collin auf der Straße erschien, wurde er von dem Kriegsschüler und einer Bande gleichgesinnter Rowdys überfallen, die in Zeitungspapier verborgene Knüppel, ferner Revolver und Messer trugen. Octavio muß ein wackerer Bursche sein, denn er floh nicht vor der Uebermacht, sondern hielt tapfer stand, bis ihm ein paar Freunde zu Hilfe kamen. Nun entwickelte sich eine regelrechte Schlacht, die erst ihr Ende nahm, als der Hilfs-Polizeidelegat vom Dienst auf dem Platze erschien und Infanterie und Kavallerie anrückte. Nun räumten die Angreifer die Wahlstatt. Auf der Flucht stellten sich ihnen zwei Polizeibeamte entgegen, um sie zu verhaften. Den Hütern der Ordnung wurde aber so übel mitgespielt, daß sie von ihrem Vorhaben ablassen mußten. Die Verwundungen auf beiden Seiten sind glücklicherweise leichter, als nach der Heftigkeit des Kampfes befürchtet werden mußte. Der Polizeichef hat die Verhaftung Cazusas, des trefflichen Kriegsschülers, angeordnet und eine starke Patrouille in der Rua Magalhães Castro postiert, um eine Wiederholung der Vorgänge zu verhüten. Da von der Art Cazusas noch mehr die Kriegsschule besuchen, so kann man sich einen Begriff machen, welcher Art unser Offiziersersatz ist!

Einwanderung. Die Einwanderungshochflut scheint nachgelassen zu haben. Die letzten Europadampfer brachten fast gar keine Einwanderer für die Bundeskolonien, und der Bestand der Einwandererherberge auf der Blumeninsel beträgt augenblicklich nur 111 Personen. Es ist offensichtlich, daß der Krieg auf dem Balkan auf dieses Abebben Einfluß gehabt hat. Denn nicht nur aus den

am Kriege direkt beteiligten Ländern kommen keine Einwanderer, sondern auch im übrigen Europa ist angesichts der allgemeinen Vorbereitung zur Mobilmachung den rüstigen Leuten das Auswandern erschwert.

Panem et Circenses! Nicht nur im alten Rom haben die Machthaber das Volk nach diesem Rezept über seine Nöte hinweggetäuscht und ihren Wünschen gefügig gemacht, sondern auch heute findet das bewährte Mittel noch allerwärts Anwendung. In Rio, wo das Volk unter der Fleishteuerung leidet, wo es an Wohnungen für die ärmeren Klassen mangelt, wo die Tuberkulose Jahr für Jahr Tausende dahintrafft, hat der Präfekt auch keine schwerere Sorge, als wie er das Volk zu Weihnachten und zu Neujahr belustigen kann. Auf verschiedenen öffentlichen Plätzen und in den Parkanlagen der verschiedenen Stadtteile will er unentgeltliche Kinematographenvorstellungen veranstalten lassen, und an die Kinder in den öffentlichen Schulen soll Spielzeug verteilt werden. Das ist ja recht nett und wird sicherlich den Beifall des Volkes finden, aber wäre es nicht wichtiger und dringender, wenn der Präfekt seine Forderungen zunächst einmal ernsthaft dem Teuerungsproblem zuwendete?

Kanalisation. Daß Riös Kanalisation zu den verpfuschesten Werken überhaupt gehört, ist eine alte Wahrheit, doch werden die dadurch entstehenden Uebelstände noch bei weitem übertröffen durch die Art und Weise, wie das Abgußwasser mit allem Schmutz und Unrat am Hafen von Nictheroy ins Meer geleitet wird. Wer diese Strecke längs der jenseitigen Kaimauern kennt, sei es, daß er dort wohnen muß, sei es, daß ihn sein Weg dort vorüberführt, der weiß ein Lied zu singen über diese Mißstände, die in einer sanitär so vorgeschrittenen Zeit denn doch nicht geduldet werden sollten. Einfacher und gesundheitsschädlicher kann man sich eine Kanalisation schon nicht mehr vorstellen als die, welche sich die Nictheroyaner geleistet haben. In meist zerfallenen Rohren wird das Abgußwasser unter der Straße weg zum Meere geführt, wo die Rohre, halb offen, durch verwitterte Betonsöckel schlecht gestützt, kaum drei bis vier Meter weit ins Wasser geleitet werden. Die meisten Rohre sind, da die Unterlagen in den Sand versunken sind, an mehreren Stellen geborsten, sodaß das Spülwasser, statt ins Meer zu fließen, schon am Strande sich ergießt, was selbstverständlich die köstlichsten Wohlgerüche zur Folge hat, ganz abgesehen von der eminenten Gefahr in Bezug auf die Gesundheit. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, daß Seuchen trotz aller aufgewendeten Geldmittel nicht auszurotten sind. Es wäre an der Zeit, daß sich die Sanitätskommission einmal dieser Sache annimmt, unter der die Bewohner von Nictheroy stark zu leiden haben.

Fleishteuerung. Angesichts der Klagen über die Fleishteuerung ist die Frage aufgeworfen, was denn die Stadtverwaltung tun könnte, um den Uebelstand wenigstens zu mildern. Die Frage wurde gestellt in der Absicht, die Stadtverwaltung gegen den Vorwurf der Untätigkeit in Schutz zu nehmen. Aber die Antwort wird zeigen, daß der Vorwurf in der Tat berechtigt ist. Der Präfekt kann folgendes tun: die Steuer aufheben, die auf dem Fleische lastet, das von Nictheroy nach Rio gebracht wird; desgleichen die Steuer, die auf dem Schlachtvieh erhoben wird, das von Goyaz und Mato Grosso nach unserem Schlachthof kommt (damit würde er nebenbei der Verfassung zur Anerkennung verhelfen, denn die jetzige Steuer ist verfassungswidrig, da sie den Binnenverkehr zwischen den Staaten trifft): die Schlachthöfe in der Penha und in der

Rua Jeronymo Mesquita instandsetzen, sodaß auch dort geschlachtet werden kann und die Fleischnot nicht mehr durch den Umstand verschärft wird, daß in Santa Cruz die Schlachtmöglichkeiten für das angetriebene Vieh nicht ausreichen; den Transport des Fleisches vom Depot in S. Diogo nach den Läden freigegeben, der jetzt Monopol einer Gesellschaft ist, die sich teuer bezahlen läßt. Das sind gewiß nur kleine Mittel, von denen große Wirkungen nicht zu erwarten sind, die aber immerhin die Notlage lindern und den guten Willen der Präfektur zeigen würden. Und wenn man der Bevölkerung wirklich ein Weihnachtsgeschenk von Wert machen wollte, anstatt es mit Kinematographenvorstellungen und Musik über die Not der Zeit hinwegzutauschen, so gäbe es auch dafür eine Möglichkeit: die Erlaubnis zur zollfreien Einfuhr von Schlachtvieh aus den La Plata-Republiken, solange die Verhältnisse im Inlande sich nicht bessern. Aber damit hat es gute Weile!

Explosion. In einer Feuerwerksfabrik in der Rua S. Luiz Gonzaga brach Dienstag eine Feuersbrunst aus, die durch eine Explosion entstanden ist. Es muß als überaus glücklicher Zufall betrachtet werden, daß sich im Augenblicke der Explosion nur ein einziger Arbeiter in dem betreffenden Teile der Werkstatt befand, der allerdings so schwere Verletzungen erlitten hat, daß er auf dem Transport verschied.

Bundeseinnahmen im Oktober. Die Bundeseinnahmen im Oktober betragen, soweit sie bis Mitte November im Finanzministerium bekannt waren, 11.574.142\$000 in Gold und 22.597.182\$000 in Papier gegen 9.487.962\$000 in Gold und . . . . . 19.496.539\$000 in Papier im gleichen Monat des Vorjahres, oder, das Gold zum Kurs von 16 d für 1\$000 Papier in Papier umgerechnet, 6.621.072\$000 mehr. Von Januar bis Oktober betragen die Einnahmen 105.380.627\$000 Gold und 218.910.542\$000, gegen 94.926.382\$000 Gold und 203.534.013\$000 Papier im gleichen Zeitraum des Vorjahres. In Papier umgerechnet ist somit in diesem Jahre eine Mehreinnahme von 32.957.317\$000 zu verzeichnen.

Die Steuer auf Seidengewebe, die von der Deputiertenkammer projektiert war, wird in der geplanten Form nicht durchgeführt werden. Der Finanzminister und die Finanzkommission der Kammer konnten sich der Berechtigung der Einwände, die von der Kaufmännischen Vereinigung im Namen der Industriellen erhoben wurden, nicht verschließen. Ganz unbesteuert werden die Seidengewebe allerdings nicht bleiben, da ja auch auf Gewebe, die für den Gebrauch der ärmeren Volksschichten bestimmt sind, die Konsumsteuer auferlegt wird. Aber es soll ein Satz erhoben werden, der der wirtschaftlichen Lage der Industriellen besser Rechnung trägt, als die vorgeschlagene Taxe von 400 Reis für den laufenden Meter.

Einen Wanderlehrer für den Baumwollbau wünscht Rio Grande do Norte vom Landwirtschaftsministerium zu erhalten. Die Vorstandsmitglieder des Centro Rio-Grandense do Norte suchten gestern Herrn Pedro de Toledo auf, um ihm eine auf den Gegenstand bezügliche Denkschrift zu überreichen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Minister sein möglichstes tun wird, um den Wunsch des Nordstaates zu erfüllen.

Einen guten Witz leistete sich das Kriegsministerium. Es ließ im „Diario Official“ veröffentlichen: „Os Snrs. Fulano e Sicrano foram autorizados a trocar em os respectivos corpos.“ Das kann für den, der nicht Bureaucraten-Portugiesisch spricht, zunächst nur heißen: „Die Herren X. und Y. wurden ermächtigt, ihre Körper auszutauschen.“ (Gemeint ist natürlich, daß die beiden Herren ihre

Kommandos bei den betreffenden Korps austauschen dürfen.)

Papiergeld. An Papiergeld (nicht konvertierbaren Noten) waren am 30. September dieses Jahres 608.558:600\$000 und am 31. Oktober . . . . . 608.152:899\$000 im Umlauf. Dieses Zirkulationsmittel ist also im Laufe des Monats Oktober um 405:701\$000 vermindert worden, und zwar wurden umgetauscht gegen Silbermünzen 355:851\$000, gegen Nickelmünzen 49:080\$000 und gegen Kupfermünzen 767\$000. In ganzen wurden seit dem 31. August 1898, seit die Sanierung unserer Währungsverhältnisse begann, 180.211:715\$500 Papiergeld aus dem Verkehr gezogen. An Noten der Konversionskasse waren rund 379.000:000\$000 im Umlauf.

Die portugiesische Einwanderung nach Brasilien dürfte in diesem Jahre die außerordentlich hohe Zahl von 70.000 Personen erreichen. Allein im ersten Halbjahr 1912 wanderten mit Pässen, also über portugiesische Häfen, 29.578 Personen nach Brasilien aus, bei einer Gesamtauswanderung von 36.274 Personen. Rechnet man dazu die beträchtliche heimliche Auswanderung über spanische Häfen und die vielen Royalisten, die nach den letzten Aufstandversuchen sich nach Brasilien begaben, so ist die Zahl 70.000 sicherlich nicht zu hoch gegriffen. Nach anderen südamerikanischen Ländern wanderten im gleichen Zeitraum nur 525 Personen ab. Beträchtlich war nur noch die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, hauptsächlich Kalifornien, nämlich 5.861 Personen. Nach den portugiesischen Kolonien gingen nur 40 Auswanderer. Einen schlagenden Beweis für die Tatsache, daß Portugal seine reichen Kolonien nicht zu entwickeln verstand, kann es wohl nicht geben! Interessant ist übrigens die Beobachtung, daß die Auswanderung vom Festlande nach Nordamerika nur gering war, im ganzen 1.565 Personen. Die übrigen 4.296 kamen von den Inseln und zwar überwiegend von den Azoren, denn von Madeira gingen nur 638 Auswanderer nach den Vereinigten Staaten. Man darf ohne weiteres annehmen, daß auch die Azorenleute zum größten Teil Brasilien als Ziel gewählt hätten, wenn günstigere Schiffsverbindungen vorhanden wären. Jedenfalls ist Brasilien für Portugal das Auswanderungsland schlechthin. Darin liegt eine gewisse historische Gerechtigkeit: was das Mutterland einst an Gold und Goldeswert ohne entsprechende Gegenleistung aus der Kolonie zog, das muß es heute in der Gestalt eines Menschenributs zurückerstatten. Es besteht kein Zweifel, daß Brasilien bei dieser Vergeltung besser lährt, denn das Uebermaß von Gold hat Portugal arm gemacht, die kräftigen und arbeitssamen portugiesischen Einwanderer aber helfen Brasilien reich machen.

Daß man in Portugal der Auswanderung nicht mehr gleichgültig gegenübersteht, beweisen folgende Aussagen des Abgeordneten José Barbosa im Lissaboner „Seculo“: „Welch außerordentlicher Reichtum verläßt uns mit jedem Truppe Auswanderer! Jedes Individuum hat als Werteschaffer den Wert von 600\$000 (port. Währung). Da im Jahresdurchschnitt 60.000 Menschen Portugal verlassen, so bedeutet das ein Produktionskapital von 36.000 Contos (port.), das wir jährlich verlieren. In nur 3 Prozent verzinst, sind das 1.080 Contos (port.) Zinsverlust. Der Auswanderer kehrt heute auch nicht mehr so leicht zurück wie früher, noch schiekt er so regelmäßig und reichlich Geld wie ehemals. Das Problem ist also äußerst bedenklich und erfordert die ernste Aufmerksamkeit aller, die für das Wohl des Landes verantwortlich sind. Die übermäßige Auswanderung vermeidet man, wenn man die Lebensbedingungen des städtischen Proletariats und vor allem

der Landarbeiter verbessert. Sie besitzen nichts, wissen nichts kommen zu nichts. Ihre Existenz ist ein steter Kampf, nicht um ihre Lage zu heben, sondern um nicht tiefer zu sinken. Die Auswanderung war ein notwendiges Uebel. Aber heute bedeutet sie die schwerste Gefahr, die uns tausende von Arbeitskräften raubt, ohne daß als Gegenwert die tausende von Contos einträfen, die sie ehemals aus Brasilien schickten.“

Das ist keine vereinzelt Stimme. Man kann vielmehr keine portugiesische Korrespondenz in unserer Presse durchsehen, ohne auf ähnliche Zitate zu stoßen. Wir müssen uns daher darauf gefaßt machen, daß Portugal früher oder später versuchen wird, die Auswanderung zu erschweren. Daher sollten wir bestrebt sein, so viele Portugiesen als irgend möglich ins Land zu bringen, solange die Auswanderungsfreiheit noch besteht. Es wäre deshalb wertvoller und richtiger gewesen, wenn der Landwirtschaftsminister und der Staat S. Paulo einen Subventionsvertrag für die Schifffahrt zwischen Brasilien und Portugal abgeschlossen hätten, auf Grund dessen die Portugiesen zu ganz billigen Sätzen, vielleicht 5 Milreis (port.) befördert werden konnten. Wir garantieren, daß der Erfolg fabelhaft sein würde: mindestens 150.000 Portugiesen würden innerhalb Jahresfrist nach Brasilien kommen, denn die Leute sitzen zu Hunderttausenden hungernd in ihren Dörfern und rackern sich ab, um den Passagepreis zusammenzusparen, der jetzt im Durchschnitt 30 bis 40 Milreis (port.) beträgt, also für portugiesische Erwerbsverhältnisse viel zu hoch ist.

O süße Freiheit! Die Republik ist in den Augen vieler Leute die beste aller Regierungsformen, denn sie ist ja die Freiheit. Daß diese Freiheit oft nur auf dem Papier steht und in Wirklichkeit eine Zügellosigkeit herrscht, die das Gegenteil wahrer Freiheit und in einer kräftigen Monarchie unmöglich ist, das müssen zu ihrem Leidwesen gegenwärtig die Kaufleute von Nictheroy erfahren. Die Geschäftsleute unserer Nachbarstadt stehen in lebhaftem Handelsverkehr mit unseren Markthallen, nach denen sie die Produkte des Hinterlandes von Nictheroy liefern und von denen sie umgekehrt auch Waren nach dem jenseitigen Ufer schaffen. Sie bedienen sich dazu eigener Fahrzeuge, die mit ausreichendem Personal für den Transport der Waren ausgerüstet sind. Seit drei Monaten werden sie von dem Verband der Stauer gezwungen, für das Aus- oder Einladen an der Markthalle Staugebühren zu bezahlen, obwohl die Stauer keinen Finger rühren. Der Verband hat zur Erhebung dieser Gebühren nicht das geringste Recht, sondern übt eine reguläre Erpressung aus. Aber wehe dem Nictheroyer, der es wagen wollte, die Gebühren zu verweigern! Ihm sind die schönsten Prügel und außerdem erhöhte Abgaben sicher. Obendrein halten sich die Beauftragten des Stauerverbandes nicht an bestimmte Sätze, sondern fordern bald mehr, bald weniger, je nach Laune. Das alles trägt sich, wie gesagt, seit drei Monaten unter den Augen der Markt- und der Hafenpolizei zu, ohne daß seitens der Polizei nur ein Versuch zur Abhilfe unternommen wurde. Jetzt hat sich die Kaufmännische Vereinigung von Nictheroy direkt an den Justizminister gewandt und ihn um Schutz gebeten. Der kann ihnen unmöglich versagt werden. Aber wir sind auf die weitere Entwicklung neugierig: die Stauer sind handfeste Kerle und werden sich diese mühelose Einnahme nicht ohne weiteres nehmen lassen. Es kann also leicht blutige Konflikte geben. Nun stelle man sich, so ausgeschlossen das nach den dortigen Rechts- und Freiheitsbegriffen auch erscheint, einmal vor, in Deutschland oder in England wären

Stauer auf den Gedanken gekommen, einen solchen Privatzoll zu erheben. Noch nicht einen Nickel hätten sie erpreßt, und schon hätte die Polizei sie liebevoll für längere Zeit in ihre Obhut genommen. In unserer herrlichen Republik aber müssen nach drei Monate während Erpressung die Kaufleute sich an den Justizminister direkt wenden, um wenigstens eine Hoffnung auf Schutz zu bekommen. Wahrlich eine schöne Freiheit!

Die Verpachtung der Zentralbahn. Der Londoner Korrespondent des „Jornal do Commercio“, nebenbei bemerkt ein Brasilianer, sucht in einer langen Zuschrift an sein Blatt darzutun, daß die Zentralbahn unbedingt an ein ausländisches Syndikat verpachtet werden müsse, da die Brasilianer unfähig seien, die Bahn gewinnbringend zu verwalten. Wir haben schon mehrfach gesagt, daß wir durchaus nicht dieser Ansicht sind. Der blühende Zustand, in dem sich beispielsweise die beiden Paulistaner Bahngesellschaften Paulista und Mogyana befinden, beweist, daß der jämmerliche Zustand der Zentralbahn nicht auf generelle Unfähigkeit der Brasilianer zur Verwaltung, sondern auf andere Ursachen zurückzuführen ist. Wir stimmen allerdings mit Herrn Joaquim Eulalio darin überein, daß auch wir von der Zentralbahn nichts Erfreuliches erwarten, solange sie unter Leitung der Bundesregierung steht. Aber weshalb dann gleich ein ausländisches Syndikat? Die nationale Würde erfordert, daß man zunächst im Inlande die Heilung sucht. Und unseres Erachtens ist sie gar nicht so schwer zu finden. Der Bund unterstelle die Zentralbahn einmal der Verwaltung des Staates São Paulo, und zwar durch einen Vertrag, der São Paulo auf eine längere Reihe von Jahren völlig freie Hand läßt. Wir möchten garantieren, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit die Unregelmäßigkeiten im Betriebe aufhören werden und daß das fabelhafte Defizit verschwinden wird. Dabei wird São Paulo gar nicht zu dem Mittel greifen, die ohnehin schon teuren Frachtsätze zu erhöhen. Das Heer von überflüssigen Müßiggängern und auf Kosten des Landes unterhaltenem Stimmvieh wird dann freilich die Zentralbahn verlassen müssen! Und da liegt der Hase im Pfeffer: gerade die Rücksicht auf all diese Freunde und Schützlinge hindert den Bund, einen ernsthaften Versuch zur Sanierung der wichtigsten Bahn des Landes zu machen.

Von der Zentralbahn. Herr Frontin hat eigentlich schon lange nicht von sich reden gemacht, da ja die täglichen, unbedeutenden Eisenbahnunfälle auch die hartnäckigsten Blätter nicht mehr aufregen können. Nun aber haben die Zeitungen wieder einen besonderen Anlaß gefunden, sich mit dem Direktor der Zentralbahn etwas eingehender zu beschäftigen, aus dem Grunde nämlich, weil der von ihm beanspruchte Kredit in Höhe von 100 Contos vom Verkehrsminister bewilligt worden ist. Daß unsere Bundes-Eisenbahn sich nicht rentiert, ist ja eine alte Tatsache, die, so lange sie eben unter politischer Leitung steht, überlieferungsgetreu und nach dem berühmten Muster des Lloyd Brasileiro, auch nicht abzuschaffen sein wird. Bemerkenswert ist aber, daß sich der Deckname für derartige Geldzuschüsse, „für eventuelle Ausgaben“, langsam einzubürgern scheint, da wir ihm jetzt schon einige Male begegnet sind, ohne daß es uns bis heute gelungen wäre, für diesen Namen eine wirklich befriedigende Erklärung zu finden. Als „eventuelle Ausgaben“ kann eben alles angesprochen werden, und es wäre schon besser gewesen, den Verwendungszweck dieses Geldes etwas näher zu bestimmen, damit man wenigstens gewußt hätte, welches Loch zugestopft werden muß. Was die Löcher anbetrifft, so kann man

unsere Bahn ruhig als Sieb bezeichnen, das völlig zuzustopfen unmöglich erscheint.

Brand auf der Ilha das Cobras. Die Spät-heimgeher hatten in der Nacht von Donnerstag auf Freitag ein überaus prächtiges Schauspiel, das durch einen Brand der Lagerräume auf der Ilha das Cobras, die bekanntlich zum Marine-Arsenal gehören, hervorgerufen wurde. Um Mitternacht ungefähr mag der Brand ausgebrochen sein, der seine Ursache, so weit die Untersuchung bisher feststellen konnte, in Kurzschluß der elektrischen Leitung gehabt haben soll, und der sich mit großer Schnelligkeit über jene Teile des Depots verbreitete, die mit Maschinen, Holz und anderen Materialien angefüllt waren. Da die Magazine auch Oel in großen Mengen und Benzin enthielten, so ist es begreiflich, daß sich das Feuer zu einem ungeheuren Brande entwickelte, der das ganze Firmament in ein Glutmeer tauchte. Die beiden Feuerlöschschiffe „Diluvio“ und „Aquario“ waren die ersten zur Stelle und begannen mit ihren acht Spritzen sofort die Arbeit, und zwar so intensiv, daß um ein Uhr, also kaum eine Stunde nach Ausbruch des Brandes, das Feuer, wenn auch nicht vollständig gelöscht, so doch gedämpft war. Die hohen Marinefunktionäre waren fast sämtlich am Brandplatze erschienen, auch der Polizeichef Herr Belisario Tavora hatte sich eingefunden. Die Löscharbeiten wurden vom Kommandanten Borges da Costa persönlich geleitet. So weit bis jetzt festgestellt werden konnte, beziffert sich der Schaden, den die Marinebehörde erleidet, auf ungefähr 800 Contos.

Termingeschäfte. Die Termingeschäfte an unseren Börsen vollziehen sich ziemlich formlos, was zu allerlei Mißständen Anlaß gibt. Daher wird demnächst dem Kongreß der Entwurf eines Gesetzes über die Termingeschäfte zugehen. Wie wir hören, werden darin folgende Bestimmungen enthalten sein: 1. die Geschäfte dürfen nur durch Vermittlung der Makler abgeschlossen werden; 2. die Verträge müssen an der Börse registriert werden; 3. es müssen die Garantiesummen deponiert werden, die in dem Gesetz über die Produktenbörse vorgesehen sind. Ein Urteil über den Gesetzentwurf ist, solange man weiter noch nichts weiß, unmöglich. Hoffentlich entpuppt er sich nicht wieder als handelsfeindlich, wie schon mancher andere Entwurf, der eingebracht und leider auch angenommen wurde. Auf Erledigung in diesem Tagungsabschnitt darf man freilich nicht rechnen, denn der Kongreß hat noch endlos viele andere Gesetze zu verabschieden, viel mehr, als seine Arbeitslust zu erledigen erlaubt. Brachte es doch gestern die Deputiertenkammer sogar fertig, nicht beschlußfähig zu sein, obwohl die fabelhaft große Zahl von 130 Deputierten im Gebäude anwesend war, also weit mehr als zur Abstimmung notwendig. Da die Herrschaften aber leider nicht im Sitzungssaale erschienen, war es mit dem Arbeiten wieder einmal nichts.

## Casa de Saude

(-onderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphinumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douche, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger Assistent der Irrenanstalt in Juazeiro

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo

Postfach 947 :: Telephon 2248

## Ein Paar Wahrheiten.

(Von unserem Spezial-Berichterstatler.)

Berlin, den 1. November.

Der neue Präsident der „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“, General Exz. Freiherr v. Gayl, der letzthin von einer Studienreise zurückkehrte, die er im Gefolge des Kolonial-Staatssekretärs Dr. Solt nach den deutschen Kolonien Ost- und Westafrikas unternahm, leitete die diesjährige Vortrags-Saison des genannten Vereins mit einer vergleichenden Schilderung der Eindrücke ein, die er in Bezug auf die Aussichten deutscher Siedlungen in Afrika und Südamerika empfangen hat.

Freiherr v. Gayl, der, wie erinnerlich, vor etwa 2 Jahren in — man darf wohl sagen „offiziöser“ Mission die südamerikanische Ost- und Westküste bereiste, und dessen günstige Beurteilung Brasiliens als Siedlungsland hier lebhaftes Aufsehen erregte, ist zwar kein glänzender Redner, dafür aber ein unbestechlicher Beurteiler, den erfreulicherweise weder seine Ueberzeugung von der Kolonialmission Deutschlands noch seine Beziehungen zu hohen und höchsten Stellen hindern, die afrikanische Herrlichkeit so zu sehen, wie sie in der Tat beschaffen ist. So kam es, daß man trotz der begreiflichen Zurückhaltung des Redners, und trotzdem er uns im Grunde nicht viel zu berichten vermochte, was wir nicht schon geahnt oder gewußt hätten, seine persönlichen Eindrücke als vollinhaltliche Bestätigung der Ansichten Derer betrachten kann, die es von Anfang für Nonsense erklärt haben, wenn als Begründung für die Erschwerung der Auswanderung nach Brasilien der Bedarf der deutschen Kolonien an Kleinbauern ins Treffen geführt wurde. Wer den Ausführungen des Redners folgte, hat viel von Wassermangel, Heuschrecken, Tsetsefliegen und ähnlichen Annehmlichkeiten, aber beinahe nichts von Beobachtungen zu hören bekommen, die zur Ermutigung der Ansiedlung besonders von Kleinbauern dienen könnten. Schon daß nach amtlicher Berechnung ein Gemüsebauer 9000 Mark und ein Viehzüchter im Minimum 20.000 Mark nötig hat, um in unserem ostafrikanischen Tropenparadies überhaupt anfangen zu können, und schon daß Südwest — der aussichtsvollere der beiden Hauptkolonialkomplexe — im allergünstigsten Falle 80.000 Deutsche ernähren könnte, zeigt den Widersinn des Beginnens, der Rücksicht auf das Menschenbedürfnis der deutschen Kolonien irgend welchen Einfluß in unserer Auswanderungspolitik einzuräumen.

In Ostafrika herrscht nach den Darlegungen des Redners ein so ausgesprochenes Tropenklima, daß es selbst fraglich ist, ob der Deutsche ohne Schädigung seiner Gesundheit in den Hochlandsdistrikten dauernd zu arbeiten vermag; in Südwest dagegen erlebt man, wie anschaulich geschildert wurde, alljährlich alle 4 Jahreszeiten. Redner betonte, daß, obwohl dank sanitärer Vorkehrungen die gesündlichen Verhältnisse in beiden Kolonien bessere geworden seien, doch kein Vergleich mit den sanitären Zuständen von Rio oder Santos möglich wäre. Und da redet man vom schlechten Klima Brasiliens! —

Leider helfen uns vereinzelt Stimmen, seien sie auch so gewichtig, wie diejenige des Freiherrn v. Gayl, nicht über die unverkennbare Tatsache hinweg, daß im allgemeinen in Deutschland keine allzu freundliche Stimmung gegenüber Brasilien besteht, und daß zumindest der Verdacht gerechtfertigt erscheint, daß gewisse Tendenzartikel, die mit großer Regelmäßigkeit in kurzen Intervallen die

Runde durch die deutsche Presse machen, von einer ganz bestimmten Stelle inspiriert sind. Wo diese Stelle zu suchen ist — die einen vermuten sie in der Wilhelmstraße, die anderen im Konsulatsbureau einer südamerikanischen Republik —, wage ich nicht zu entscheiden. Sagen aber will und muß ich einmal, daß in beiden Fällen die brasilianische Regierung nicht ganz von aller Mitschuld freizusprechen wäre.

Als gelegentlich des Deutsch-Brasilianischen Tages das zur Beteiligung eingeladene Auswärtige Amt zwar höflich aber unter einer anscheinend gewollt durchsichtigen Entschuldigung die Entsendung eines Repräsentanten ablehnte — eine Tatsache, die um so mehr auffallen mußte, als bekanntlich der brasilianische Gesandte das Ehrenprotektorat der Veranstaltung übernommen hatte —, wurden mir von sehr autoritativer Seite Andeutungen zuteil, deren Wiedergabe ich mir allerdings aus Gründen der Diskretion versagen muß, die mich aber überzeugten, daß man hier nicht ganz ohne Grund der Ansicht ist, daß die zuständige Stelle in Rio sich — sagen wir „diplomatische Schönheitsfehler“ zuschulden kommen ließ. Besonders in einem Falle (ich darf andeuten, daß er sich auf eine Fachangelegenheit des Marschall-Präsidenten bezieht!) hat man, augensichtlich unter dem Drucke einer dritten Regierung, eine in bindender Form gegebene Zusage bis heute nicht gehalten. Ich glaube sogar, daß die hohe Auszeichnung, die letzthin einem brasilianischen Minister zuteil wurde, den Nebensinn einer höflichen Erinnerung haben könnte! —

Nicht ausgeschlossen ist es allerdings, daß die Ausschlichtung jeder unerfreulichen Nachricht, die aus Brasilien kommt, einfach Trick einer geschäftstüchtigen Konkurrenz ist. Auch in diesem Falle ist aber die brasilianische Regierung nicht frei von Schuld, denn sie tut nichts, um dieser böartigen Praxis entgegenzuwirken. Heinrich Schülers „Reporter Brasileiro“, das einzige Organ, welches Brasilien in Europa zur Verfügung hat, erfüllt diese wichtige Aufgabe schon deswegen nur sehr unvollkommen, weil der Herausgeber (ich weiß nicht einmal ob mit oder ohne Grund) als beamteter Pressevertreter Brasiliens gilt. Im übrigen trifft auch auf dieses Organ zu, was der „Paiz“ seinerzeit von dem großen Propagandawerke Schülers sagte: „Es erweckt den Eindruck der Parteilichkeit, weil es sich jeder Kritik enthält. In jedem Falle gäbe es andere und bessere Wege.“

Wie wenig Brasilien Chancen auszunutzen versteht, zeigt beispielsweise ein spezieller Fall, der hier noch zur Sprache gebracht sei. Eine Hauptaufgabe der bekannten „Missão de Ouro“, deren plötzliche Auflösung übrigens auch ein Schuldübergestrich schlimmster Sorte war, bestand bekanntlich darin, unseren brasilianischen Produkten, und speziell dem Kaffee zu richtiger Ursprungsbezeichnung zu verhelfen. Diese Frage ist inzwischen — wahrlich nicht durch unsere Schuld, denn seit der Auflösung jener Mission hat Brasilien diesbezüglich nichts mehr getan — akut geworden, und hat den sehr rührigen „Handelsvertragsverein“ zur Bildung eines Fachausschusses für gewerblichen Rechtsschutz veranlaßt, dem speziell die Aufgabe obliegt, „zu der brennend gewordenen Frage des Schutzes geographischer Herkunftsbezeichnungen im Warenverkehr Stellung zu nehmen“. Was könnte Brasilien willkommener sein, als diese kostenlose Mitarbeit an der Wahrnehmung seines vitalsten Interesses? Und was könnte ihm näher liegen, als dafür zu sorgen, daß dem betreffenden Ausschusse alles Material zugänglich wird, das geeignet ist, den Mißbrauch

nachzuweisen, der zum Schaden Brasiliens und der Konsumenten mit dem brasilianischen Mokka etc. getrieben wird? — Nun wohl, bis heute hat nach meinen Informationen der Handelsvertragsveria noch kein Stückchen Papier aus Brasilien erhalten. Gesandtschaft und Konsulate sind bekanntermaßen nie informiert; private Anfragen drüben werden regelmäßig unbeachtet gelassen! Man kann also sicher sein, daß sich der Ausschub mit Pilsener Bier und Panama-Hüten, aber nicht mit brasilianischem Kaffee beschäftigen wird. Das ist ein Beispiel für viele! Ich weiß, daß die Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft jetzt lange über ein Jahr auf die Beantwortung einer Anfrage wartet, die sie im Interesse des brasilianischen Baumwollhandels an das Landwirtschaftsministerium in Rio richtete; ich selber habe mehr als einmal um Material gebeten, ohne je eine Zeile der Antwort zu erhalten; eine führende Kaffeefirma Deutschlands hat vor mehr als einem Jahre ein dickbändiges Projekt an die Regierung in Rio gesandt; sie wartet heute noch auf Empfangsbestätigung. — Kann man sich da wundern, wenn auch der ehrlichste Freund des Landes die Lust verliert, und wenn eine regsame Konkurrenz es mit Erfolg unternehmen kann, Brasilien nach allen Regeln der Kunst zu diskreditieren?!

## Nationale Kolonisation.

Am Schlusse unseres zweiten Artikels „Aus dem unbekanntem Brasilien“ haben wir versprochen, auf das große Problem der Hebung des Binnenlandes zurückzukommen, und dazu bietet sich jetzt die beste Gelegenheit, denn von verschiedenen Seiten werden jetzt darüber Klagen erhoben, daß die ureingesessenen Brasilianer von den Fremden vertrieben werden, daß sie, die Nachkommen der Urbewohner und der ersten Eroberer, sich immer weiter zurückziehen müssen, um den heranziehenden modernen Eroberern Platz zu machen. Diese Klagen scheinen im ersten Augenblick Eingebungen einer überhitzten Phantasie zu sein. Wenn man aber näher hinschaut, wenn man das vorgebrachte Tatsachenmaterial prüft und es mit den eigenen Beobachtungen vergleicht, dann findet man, daß die Klagen zwar nicht in ihrem vollen Umfange richtig sind, aber doch immerhin ein Körnchen bitterer Wahrheit enthalten. Es ist verkehrt, ein gefährlicher Irrtum oder ein böser Wille, hier von einer Eroberung zu sprechen. Die Behauptung aber, daß die alteingesessenen Leute zurückweichen, um Neuankömmlingen Platz zu machen, ist wahr.

Die jetzt hauptsächlich in der fluminenser Presse zahlreich erscheinenden Artikel verwechseln die Begriffe und entwerfen somit von der ganzen Kolonisation ein falsches Bild. Aber den Verfassern kann man ihr sonderbares Vorgehen nicht übel nehmen, denn sie kennen den Gegenstand nicht, über den zu schreiben das im Publikum vorhandene Interesse sie zwingt. Die meisten hauptstädtischen Journalisten sind entweder in Kolonisationsgebieten gar nicht gewesen, oder aber haben sie sich mit der Kolonisation so wenig befaßt, daß ihre einschlägigen Kenntnisse nicht ausreichen, um die Dinge in ihrem Zusammenhange zu begreifen. Deshalb kommt es, daß sogar ein so unbefangener und vorurteilsloser Schriftsteller wie der von uns zu jeder Zeit gern zitierte Herr Curvello de Mendonça die Behauptung aussprechen kann, im Staate Santa Catharina würden die luso-brasilianischen Landleute von den vordringenden Fremden vertrieben. Dies soll in dem Kolonisationsgebiet der „Hansa“ geschehen. Die In-

formation, auf Grund welcher unser geschätzter Kollege im „Paiz“ diese sonderbare Behauptung sprach, mag darin ganz zutreffend sein, daß die in dem Siedlungsgebiet der Hansa ansässigen Luso-Brasilianer vor den fremden Einwanderern zurückweichen. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß die Schuld an dieser traurigen Erscheinung den Fremden zuzuschreiben ist. Unserer Ansicht nach liegt die Schuld auf der Seite, bei denjenigen, die noch immer nicht begreifen wollen, daß das Leben ein Kampf und kein Vegetieren ist.

Lassen wir die Hansa deren Name einem brasilianischen Ohr begreiflicher Weise fremd klingen muß, aus dem Spiel und schauen wir etwas weiter nach dem Süden. Dort liegt im Munizip Tubarão und am Fuße der mächtigen Serra Geral das Kolonisationsgebiet der „Companhia Nacional de Colonisação e Industria“, und dort begegnen wir derselben Erscheinung, die in der Hansa Herrn Curvello de Mendonça entsetzt. Auch in Grã Pará — so heißt jenes Gebiet — weicht das eingeborene Element vor den eingewanderten zurück. Dies geschieht aber nicht deshalb, weil die rein brasilianische Gesellschaft sie vertreibt, sondern weil sie nicht den Willen haben, ihr beschauliches Dasein mit einem arbeitsreichen Kolonistenleben zu vertauschen. Auch die brasilianische Gesellschaft verschenkt nicht ihren Boden, und das eingeborene Element scheint leider nicht zu begreifen, daß man das „Gottesgeschenk“ Erde, wenn man es behalten will, bezahlen muß. Die Fremden wissen das aber schon von vorneherein; sie arbeiten im Schweiß ihres Angesichts, um die Kolonielose, die man ihnen auf Abzahlung überlassen hat, endgültig als Eigentum behalten zu können. Würden die Eingeborenen dasselbe tun, dann würden sie auf ihren Plätzen bleiben, aber dann müßten sie auch arbeiten, um das zum Landkauf notwendige Geld zu verdienen.

Nehmen wir nur einige Beispiele, die, weil sie typisch sind, zur Kenntnis der ganzen Sache viel beitragen können. Oberhalb der Station der Dona Christina Thereza-Eisenbahn Orleans do Sul befinden sich im Gebiete der Kolonie Grã Pará, die, wie gesagt, der „Companhia Nacional de Colonisação e Industria“ gehört, die Niederlassungen Rio da Oratoria und Rio das Laranjeiras. Anfangs der neunziger Jahre wurden die beiden Flußtäler kolonisiert. Rio da Oratoria wurde von Letten, Rio das Laranjeiras von Polen besetzt. Die Ereignisse der gleich darauf ausbrechenden Revolution ließen es den Kolonisten ratsam erscheinen, ihren Wanderstab zu ergreifen, und sie verließen ihre Siedlungen. Jetzt zogen die „nationalen Kolonisten“ in die verlassenen Häuser ein und bauten ihren Mais dort, wo die Fremden den Wald gerodet hatten. Die Anfangsarbeit war, wie gesagt, bereits geleistet; die noch ziemlich neuen Rodungen befanden sich im allerbesten Zustande und sogar Wiesen waren bereits vorhanden, so daß die nationalen Kolonisten dort anfangen konnten, wohin der fremde Kolonist erst nach zwei- oder dreijähriger harter Arbeit gelangt. Trotz alledem machten sich die Leute nicht seßhaft; sie ließen die Felder sehr bald mit Unkraut überwuchern, und wenn man zwei Jahre nach ihrer Niederlassung durch die genannten Kolonien ritt, dann sah man fast nur noch „Capoeira“; die nationalen Kolonisten hatten nicht gearbeitet, sondern sich darauf beschränkt, auf der nahen Serra Pferde und Rinder zu stehen. Nach einigen weiteren Jahren wurde Rio das Laranjeiras wieder kolonisiert, indem Teile dieses Gebietes der expansionsbedürftigen Lettenkolonie Rio Carlota angegliedert wurden. Die Letten nahmen die Arbeit sofort in Angriff, und die „nationa-

len Kolonisten“, die sich auf den betreffenden Losen befanden, blieben jetzt wieder ohne Land, d. h. sie wurden von der Direktion der brasilianischen Gesellschaft vor die Alternative gestellt, entweder zu zahlen oder weiterzuziehen. Wer war nun an einer solchen Gestaltung der Dinge schuld? Die arbeits- und zahlungswilligen Letzten oder die „nationalen Kolonisten“, die unter der Serra ebenso leben wollten wie sie auf der Serra auf den Campos do Itany leben — vom Viehdiebstahl? Wenn man aus purem Patriotismus die brasilianischen Gesetze nicht für aufgehoben erklärt, dann muß man doch wohl sagen, daß die Schuld am nationalen Element lag.

Noch weiter südlich, Tagereisen entfernt von dem Gebiete, das man „Allemanha Antartica“ zu nennen beliebt, befindet sich der Rio Ararangua, dessen Talgebiet von vielen für das fruchtbarste Land Südbrasilien erklärt wird. Das fast regelmäßig vor der Pflanzzeit sich einstellende Hochwasser führt von den Abhängen des Vorgebirges der Serra Geral den Feldern reichlichen Humus zu, so daß man dort wie am gesegneten Nil jahrein jahraus pflanzen und immer wieder pflanzen kann, ohne an eine Düngung denken zu müssen. Dieses herrliche Tal haben die nationalen Kolonisten schon vor langen Jahrzehnten entdeckt und doch sieht die Gegend geradezu trostlos aus, die Felder sind erstens winzig klein, und zweitens von Unkraut überwuchert, denn auch in diesem Schoße der Fruchtbarkeit ziehen es die nationalen Kolonisten vor, nur das Aller-notwendigste anzubauen. Will die Regierung, der dieses Gebiet gehört, den Boden bearbeitet sehen und aus ihm einen Nutzen ziehen, dann muß sie es mit fremden Kolonisten besiedeln und die nationalen Elemente daran erinnern, daß ihr Platz anderswo sei. Dasselbe ist mit dem linken Ufer des Rio Tubarão der Fall, das um den Minas der Tubarão herum der gut brasilianischen Firma Lage u. Irmão gehört, der Inhaberin der „Companhia Nacional de Navegação Costeira“. Auch diese Firma hat sich veranlaßt gesehen, auf die nationalen Kolonisten zu verzichten und ihre Ländereien an Italiener zu verkaufen.

Gehen wir von der Allemanha Antartica immer weiter. Ueberschreiten wir den Rio Ararangua in südlicher Richtung und wir treffen wieder die nationalen Kolonisten — jetzt aber als Muschelfischer. Die Strandgeier, die ebenfalls dieser Beschäftigung nachgehen, sind ungefährliche Konkurrenten und deshalb werden die nationalen Kolonisten nicht in ihrem beschaulichen Dasein gestört.

Von einer Vertreibung der nationalen Kolonisten, von der jetzt anläßlich der Diskussion über die skandalösen Konzessionen an die Amazonas Land and Colonisation Company soviel gesprochen wird, kann also nicht die Rede sein, sondern wohl von der Zurückweichung des nationalen Elements, das, durch die reiche und freigebige Natur verzogen, seine Lebensaufgabe darin erblickt, keine solche zu haben. Von einer Vertreibung konnte nur damals die Rede sein, als vor zehn Jahren die riograndenser Staatsregierung Kolonisten deutschen Stammes, die seit vier Jahrzehnten auf ihrer Scholle saßen und die sich im Besitze notarieller Titel befanden, unter der Vorgabe, die Verkäufer der betreffenden Ländereien seien nicht die richtigen Besitzer gewesen, vor die Alternative stellte: bezahlt noch einmal oder verlaßt die Felder, die ihre Väter und Großväter mit ihrem Schweiß gedüngt hatten. Das war eine Vertreibung im vollsten Sinne des Wortes; bei dem Konflikt zwischen den eingewanderten Kolonisten und den alteingesessenen handelt es sich um die erste

Besitzergreifung, und dem nationalen Kolonisten steht es ebenso frei wie dem eingewanderten, sein Grundstück zu bezahlen und dort zu bleiben, wo es ihm gefällt. Zahlt er nicht, so hat er, mag er nun Brasilianer sein oder nicht, kein Recht, auf dem von ihm besetzten Boden zu bleiben. Die Staaten und die Kolonisationsgesellschaften sind Verkäufer, die Kolonisten aber Käufer von Ackerland, und wie man von einem Geschäftsmann nicht verlangen kann, daß er den Artikel, den ein Ausländer zu kaufen begehrt, einem Brasilianer schenken soll, so kann man auch von den Staaten und Gesellschaften nicht verlangen, daß sie auf die Bezahlung ihres Landes verzichten. — Auf die nationale Kolonisation werden wir noch zurückkommen.

## Die Technik im Kriege.

Von Ingenieur Hans Dominik.

In den letzten beiden großen europäischen Kriegen, dem deutsch-französischen Kriege 1870–71 und dem russisch-türkischen Kriege 1877–78, standen den Heeren nur zwei moderne technische Mittel zur Verfügung, die Eisenbahnen und der elektrische Telegraph. Von beiden Mitteln wurde ausführlicher Gebrauch gemacht und man weiß wohl, daß die deutschen Erfolge von 1870 nicht zum wenigsten der vorzüglichen Eisenbahnorganisation zu verdanken sind. Aber auch der Telegraph wurde gehörig ausgenutzt und wo immer es irgend anging, wurden die höheren Kommandostellen sofort durch Feldtelegraphen miteinander in Verbindung gebracht.

Betrachten wir aber Schlachtenbilder aus dem Jahre 1870, so finden wir immer wieder Situationen, die heute absolut nicht mehr denkbar sind, die mehr oder weniger den berühmten Feldherrnhügel zeigen, von dem aus die Höchstkommmandierenden den Gang der Dinge durch den Feldstecher beobachten, Meldungen Berittener entgegennehmen und Befehle erteilen. Aber schon im russisch-japanischen Kriege hat sich das Bild gewaltig geändert. Da gibt es bereits Telephon, Funkentelegraphie und Automobile. Ferner hat die Tragfähigkeit aller Feuerwaffen eine immense Vergrößerung erfahren und es sind Methoden einer schnellen Eingrabung und Frontbefestigung ausgebildet, die einen erfolgreichen Sturm auf die feindliche Front fast unmöglich machen.

So bietet die Schlacht bei Mukden ein ganz neues Bild. Ueber 150 Kilometer oder 20 geographische Meilen erstreckt sich die Front, mit welcher die feindlichen Heere einander gegenüberstehen. Volle 50 Kilometer hinter der japanischen Front befindet sich der Marschall Oyama. Hunderte von Telephon- und Telegraphenleitungen münden in seinem Quartier und unaufhörlich laufen hier von allen Seiten die Meldungen ein, die dem Marschall jederzeit den Stand der eigenen Armee, den ungefähren der feindlichen Armee zur Kenntnis bringen.

Es braucht einen scharfen Ritt, um von diesem Hauptquartier bis zur nächsten Stelle der Front zu gelangen. Da kommen zuerst die Lazarette, in denen bereits mit allen Errungenschaften moderner Technik gearbeitet wird, in denen insbesondere Hunderte von Röntgenzellen eine schnelle Durchleuchtung der Verwundungen ohne schädigende mechanische Eingriffe gestatten. Viele Meilen weiter liegt endlich die Front. Aber sie ist von beiden Seiten durch Stacheldrahtzäune, Wolfsgruben und Schützengraben, ja sogar durch ausgebaute artilleristische Fortifikationen in einer Weise befestigt, daß

an einen Durchbruch nicht zu denken ist. Es sind gewissermaßen zwei schnell aufgebauete Festungen, die sich hier gegenüberstehen, Festungen, die nicht durch Pulver und Blei, sondern nur durch den Hunger zu zwingen sind.

In dem Sinne operiert der Japaner. In endlosen Märschen dirigiert er Reservetruppen, die eine glückliche Stunde frei gemacht hat, von beiden Seiten in die Flanken der Russen. Märsche von vielen Tagen sind dazu nötig. Dann zeigt sich der Erfolg. Während beide Fronten noch unerschüttert gegenüberstehen, sieht der Russe plötzlich seine Rückzuglinien für den Proviant bedroht. Eine Armee von 400.000 Mann auch nur eine Woche ohne Verpflegung, würde eine unerhörte Katastrophe bedeuten. So folgte über bekannte Rückzug der Russen, ohne daß an der Front eine Entscheidung gefallen war.

Das war im Jahre 1904. Seitdem sind die Luftschiffe und Flugmaschinen hinzugekommen. Damit hat der Zukunftskrieg wieder ein anderes Gesicht gewonnen. Luftschiffe und Flugmaschinen sehen alles, was bei Freund und Feind vorgeht, können alles melden, wenn sie erstens wirklich richtig beobachten und zweitens nicht vor Erstattung der Meldung von feindlichen Geschossen heruntergeholt werden. Aus der Höhe richtig zu beobachten, will gelernt sein. Es war ein Meisterstück des Freiherrn von der Goltz, in einem der letzten deutschen Manöver die Flugzeuge der Gegner durch sinnreich hingebauete Attrappen ganz gewaltig zu täuschen. Aber was einmal gelang, braucht nicht wieder zu glücken. Seitdem hat die Beobachtung aus Luftfahrzeugen ganz gewaltige Fortschritte gemacht, wie die französischen und englischen Manöver beweisen. Und mit dem Herunterschließen der feindlichen Flugzeuge ist es ebenfalls eine unsichere Sache. Die haben ja drahtlose Stationen an Bord und melden alles, was sie sichten, fortlaufend an ihre Landstation. Die Meldungen werden also jedenfalls bis zum Augenblicke des Abschlusses und Absturzes reichen und nicht viel Unklarheit über die Bewegungen des Gegners lassen.

So bleiben für Überraschungen, Umgehungsmanöver und dergleichen nur dunkle mondcheinlose Nächte übrig. Aber auch hier hat die Technik bereits vorgesorgt. Es gibt Leuchtgranaten, die auch von Flugzeugen geworfen werden können, mehrere Sekunden hindurch ein Licht von vielen tausend Kerzenstärken entwickeln und vieles von dem sichtbar machen dürften, was sich im Schutze der Nacht vollziehen soll.

In der Tat ist die Aufklärung durch die Erfindung brauchbarer Luftschiffe und Flugzeuge in ein ganz neues Stadium getreten und es läßt sich auch nicht einmal annähernd sagen, wie sich die Dinge hier einmal im Ernstfalle abspielen werden. Dazu kommt die steigende Bedeutung der Luftfahrzeuge nicht nur als Aufklärungs-, sondern auch als Kampfmittel. Noch im Jahre 1908 wollte man auf der Haager Konferenz die Bestimmung aufnehmen, daß das Abwerfen von Sprengstoffen aus Flugzeugen unstatthaft sei. Heute wird es in sämtlichen Militärstaaten eifrig geübt. Die Wirkungen an und für sich dürfte es sich ziemlich gleich bleiben, ob ein Schrapnell aus einem Geschütz in eine Abteilung einschlägt, oder eine Bombe von irgend einem Flugzeug. Aber der Unterschied besteht darin, daß das Flugzeug auch leicht hin Orte erreichen kann, die vor feindlichem Artilleriefeuer sicher sind. Bereits 1909 sprachen es französische Aviatiker sehr offen aus, daß ihre aggressive Aufgabe in einem Zukunftskriege

besonders darin bestehen würde, die höheren feindlichen Stäbe systematisch abzuschließen und dadurch gewissermaßen der Armee des Gegners das Gehirn zu rauben. Damit wird man in einem Zukunftskriege wohl rechnen müssen und mehr, als es bisher üblich war, werden die höheren Kommandostellen sich gegen unangenehme Überraschungen von oben her decken müssen.

In der Schlacht selber werden Spaten und Stacheldraht eine bedeutende Rolle spielen. Gewiß ist der gute alte Spaten kein neues technisches Mittel. Aber im Zukunftskrieg wird er mannigfache neue Anwendungen finden. Mit Hilfe des Spatens wird die Truppe Stellungen halten können, die sonst nicht haltbar wären. Schon der Burenkrieg gab dafür Beispiele und für den russisch-japanischen Krieg wurde dieses Sicheingraben oder Sicheinnisten geradezu typisch. Solche Stellungen sind dann im Frontangriff kaum zu erschüttern, nur durch ein Umgehen, ein Hinausmanövrieren des Gegners zu nehmen.

Dabei entsteht die Frage, ob es im Zukunftskriege überhaupt noch zu Nahkämpfen, zur Anwendung des Bajonettes kommen kann. Auch für den Nahkampf hat die modernste Technik eine geradezu fürchterliche Waffe geschaffen, das alte griechische Feuer in neuem Gewande. Es sind auf Wagen transportable Einrichtungen, die in großen Behältern unter starkem Kohlensäuredruck mehrere Kubikmeter eines flüssigen Brennstoffes, wie Benzin, Benzol und dergleichen enthalten. Durch den Kohlensäuredruck wird der Brennstoff aus einem Strahlstück 100 und mehr Meter weit geschleudert und beim Austreten aus dem Strahlstück durch eine besondere Flamme entzündet. Die Wirkung ist fürchterlich, das Schauspiel jedem, der es einmal sah, unvergänglich. Im Augenblicke steht ein Feuermeer oder Feuerstrahl von 100 Meter Länge und einigen 20 Meter Durchmesser in der Luft. Auf 20 und mehr Meter zu beiden Seiten des Feuerstromes ist die strahlende Wärme so groß, daß trockene Kleidungsstücke sofort zu brennen beginnen. Man hat den Strahl, der ja durch Drehen des Strahlstückes beliebig dirigiert und minutenlang in Betrieb gehalten werden kann, bei Versuchen auch auf Pferdekadaver gerichtet. Die Wirkung war grauenhaft. Die Kadaver wurden durch Wasserdampfentwicklung in wenigen Sekunden gesprengt, zerfetzt und zerrissen. Von militärischer Seite fiel das Wort, daß man auch die beste Truppe der Welt nicht ein zweites Mal gegen diesen Feuerstrahl vorbringen könne. Unter den Kampfmitteln des Zukunftskrieges wird das griechische Feuer jedenfalls eine Rolle spielen.

Man sieht, daß die Aussichten für den einzelnen Kämpfer auch im Zukunftskriege nicht sehr eifreudig sind. Zwar ist das kleinkalibrige Mantelgeschloß zweifellos humaner, als das alte Langblei. Dafür aber treten allerlei neue Explosivstoffe und endlich das griechische Feuer auf den Plan und dürften Verletzungen schwerster Art erzeugen. Dafür bietet der Zukunftskrieg aber in einiger Beziehung Ersatz. Die sofortige Pflege und Versorgung der Verwundeten hat gewaltige Fortschritte gemacht und die Absuchung des Schlachtfeldes, der Transport der Verwundeten zu den Verbandplätzen und weiter zu den Lazaretten dürfte sich in einem Zukunftskriege unter ausgiebiger Benutzung des Automobils sehr exakt vollziehen. Daß, wie es beispielsweise nach der Leipziger Schlacht geschah, noch vier, ja fünf Tage nach der Schlacht Verwundete vom Schlachtfelde aufgefunden wurden, dürfte kaum noch vorkommen.

Und auch für die Verpflegung hat die Technik ausgiebig gesorgt. Wo es irgend möglich ist, wird

man den Truppen in besonderen Küchenwagen schon die fertigen Speisen zuführen und sie der Mühe des Abkochens überheben. Man weiß, daß die Millionenheere des Zukunftskrieges mehr denn je auf ständige Nachfuhr der Verpflegung angewiesen sind, daß ein Requirieren von Lebensmitteln an Ort und Stelle zu den Ausnahmen gehört, nur für Stunden helfen kann und hat dementsprechende Vorsorge getroffen. Die vielen Tausende von Automobillastwagen, die wir heute in den deutschen Städten im Dienste von Industrie und Gewerbe sehen, würden im Falle einer Mobilmachung sofort für den Train vertragsmäßig requiriert werden und per Eisenbahnachse an die gefährdeten Grenzen gehen. Lautet doch einer der Hauptsätze moderner Strategie, daß mit einem hungrigen Millionenheer keine Siege zu erringen sind.

## Aus aller Welt.

**Landkarten für Luftschniffer.** Der Unfall des Ballons „Reuß“ gelegentlich der diesjährigen Gordon Bennettfahrt zeigt wieder einmal, wie dringend notwendig für Luftschniffer besondere Landkarten sind. Karten, welche nicht nur ähnlich wie die Generalstabskarten etwa die genaue Geländeformation darstellen, sondern auch noch in auffallendem Rotdruck diejenigen Dinge zeigen, welche dem Luftschniffer bei der Landung besonders gefährlich werden können. Dazu gehören hohe Fabriksschornsteine, die Mastanlagen funken Telegraphischer Stationen, besonders aber die Freileitungen elektrischer Starkstromanlagen. Die Praxis hat des öfteren gezeigt, daß die Leitungen, welche elektrische Ströme von mehreren tausend Volt Spannung führen, eine eminente Gefahr für jedes Luftfahrzeug bedeuten. Ein Ballon, der bei der Landung mit diesen Leitungen in Berührung kommt, pflegt im Moment Feuer zu fangen und in wenigen Minuten wegzubrennen. Die Insassen können von Glück sagen, wenn sie dabei glimpflich wegkommen und nicht selber durch das Feuer oder die Schläge der Hochspannungsleitung zu Grunde gehen. Diese Hochspannungsleitungen können sogar verhängnisvoll werden, wenn der Ballon selber noch in beträchtlicher Höhe über sie hinweg geht, aber das irgendwie naß gewordene Schleppseil über die Leitungen schleift. Auch in solchen Fällen treten dann Influenzerscheinungen und damit verbunden Funkenbildungen am Ballon auf, die, wie die Praxis leider ebenfalls schon gezeigt hat, zur Inbrandsetzung des Ballons ausreichen. Die Praxis erfordert daher gebieterisch, daß solche Starkstromleitungen, die ja heute im Zeitalter der Ueberlandzentralen das Land immer engmaschiger bespinnen, in Luftschnifferkarten sorgfältig und deutlich eingetragen werden. Der Luftschniffer muß diese Leitungen bei Fahrten am Schleppseil und bei Landungen auf das peinlichste vermeiden.

**Angewählte Teilungspläne.** Der „Temps“ erhält von einem Korrespondenten, den er nicht näher bezeichnet, Angaben über die Kombinationen, die gegenwärtig als Lösung des Balkankonfliktes ins Auge gefaßt werden. Danach sollen zwischen Oesterreich und Serbien Verhandlungen geführt werden über die Teilung des türkischen Gebietes, und zwar würde Oesterreich danach mit Serbien den Sandschak Nowibazar teilen. Oesterreich würde einen Streifen Landes nehmen etwa im Umfange von Zweidritteln des Sandschaks längs der Grenze von Montenegro bis Mitrowitz, von dort würde dann die serbische Grenze in Mazedonien weiter geführt, bis zum Aegäischen Meer, wo Serbien den Hafen von Kavalla erhalten soll. Diese neue serbisch-österreichische

Grenzlinie solle östlich von der Eisenbahnstrecke nach Saloniki gezogen werden, die selbst unter österreichischer Kontrolle verbleiben würde. Saloniki solle neutralisiert werden. Bulgarien solle Rumelien erhalten, sowie ein Stück von Mazedonien. Doch solle Konstantinopel den Türken verbleiben. Griechenland solle Janina erhalten und seine Grenze bis unterhalb Salonikis ausgedehnt werden. Die Grenze von Montenegro solle südlich über Skutari ausgedehnt werden. Oesterreich soll den Wunsch geäußert haben, seinen Teil im Sandschak bis zum Adriatischen Meer ausgedehnt zu sehen, so daß es das montenegrinische Gebiet vollständig einschließen würde. Die verbündeten Balkanregierungen hätten sich jedoch diesem Anspruch widersetzt. In Bezug auf die Aufteilung von Albanien zwischen Oesterreich und Italien seien in Pisa Verhandlungen zwischen dem Grafen Berchtold und dem italienischen Minister des Aeußeren gepflogen worden. Rumänien solle eine Kompensation in der Gegend von Silistria erhalten, und zwar südlich von der Dobrudscha. Man glaubt nicht, so schließt der anonyme Gewährsmann des „Temps“, daß Rußland angesichts der Zugeständnisse an die slawischen Staaten sich dieser Aufteilung widersetzen würde.

Ein mit Bahnbeamten besetztes Fuhrwerk von einem Personenzug erfaßt. In Herne bei Dorinmund erfaßte die Lokomotive eines Personenzuges an einem Bahnübergang ein eisernes Fuhrwerk, das mit Bahnbeamten besetzt war. Ein Weichensteller wurde sofort getötet, ein Hilfsweichensteller schwer verletzt. Das Gefährt erlitt nur wenig Beschädigungen. Der Unfall ist auf verspätetes Schließen der Schranken zurückzuführen.

**Der Erfinder der Autotypie.** Aus München wird berichtet: Eine ansehnliche Trauergemeinde hiesiger Buchhändler, Buchdrucker, Künstler und Schriftsteller geleitete kürzlich die Leiche des im 72. Lebensjahre verstorbenen Erfinders der Autotypie, Georg Meisenbach. Vor rund drei Jahrzehnten unternahm der jetzt Verblichene nach reichen Erfahrungen als Kupferstecher und Zinkograph erfolgreiche Versuche, nach photographischen oder sonstigen Vorlagen auf rein photomechanischem Wege druckfähige Klichés herzustellen. Darauf verband er sich mit Joseph Ritter v. Schmädell, um mit ihm seine Erfindung in die Praxis einzuführen und weiter auszubauen. So wurde Meisenbach der maßgebliche Bahnbrecher einer neuen Technik auf dem Gebiete des modernen Illustrationswesens. Die Autotypie trat an die Stelle des altbewährten, aber teuren und steifen Holzschnitts, und erst mit ihrer Hilfe gelang die künstlerische und trotzdem wohlfeile Wiedergabe von in Tönen ausgeführten Vorlagen, wie Gemälden, Zeichnungen, Photographien usw. — Vor einigen Jahren zog sich Meisenbach von der regelmäßigen geschäftlichen Tätigkeit zurück und genoß auf seinem idyllischen Landsitz in Emmering bei Bruck an der Amper ein behagliches Alter in freier Geselligkeit. Seine anspruchslose Bescheidenheit und sein vornehmer Charakter sichern ihm ein lebendiges Andenken bei seinen Freunden, und seine großen Verdienste um die Entwicklung des neuzeitlichen Reproduktionsverfahrens werden seinen Namen dauernd erhalten.

Die Lage in Deutsch-Südwestafrika läßt eine Verminderung der Schutztruppe, wie sie sie durch Reichstagsbeschluß im Mai d. J. vorgesehen ist, für den gegenwärtigen Zeitpunkt als wenig wünschenswert erscheinen, wenn auch die jüngsten Räubereien seitens einer Simon Kopperbande an der Ostgrenze der Kolonie keinen Anlaß zu ernstlichen Befürchtungen bietet. Die Stärke der Schutztruppe

beträgt zurzeit etwa 2000 Mann, und diese Zahl halten Gouverneur und Schutztruppenkommandeur für die Sicherheit des Landes und die ruhige Weiterentwicklung der Kolonie für notwendig. Falls das Reichsschatzamt keine Schwierigkeiten macht, wird die Verminderung der Schutztruppe im nächstjährigen Etat noch nicht durchgeführt werden.

Ein aufsehenerregender Mord fand in der Villa der Gräfin Sztaray in Eastburne, einem englischen Landsitz, statt. Als die Gräfin abends ihr Haus verlassen wollte, um mit einem im Garten wartenden Automobil zu Freunden zu fahren, wo sie zum Diner geladen war, bemerkte sie einen Mann, der eben den Balkon erklettert zu haben schien. Die Gräfin tat, als habe sie nichts gesehen, kehrte indessen in die Villa zurück und rief die Polizei telephonisch um Hilfe an. Inspektor Artur Walls wurde nach der Villa entsandt. An der Tür empfing ihn ein Dienstmädchen und sagte ihm, der verdächtige Mann befinde sich noch immer auf dem Balkon. Der Inspektor ging in den Garten zurück, um den Balkon überblicken zu können. In diesem Augenblick feuerte der Eindringling zwei Schüsse ab. Eine Kugel traf den Inspektor ins Bein, die zweite ins Herz. Er war sofort tot. Der Mörder entkam in einem Automobil, das anscheinend seiner gewartet hatte.

106 Jahre alt. Bei der Personenstandsaufnahme wurde als älteste Person von Oberschlesien (und vielleicht auch von ganz Deutschland) die Witwe Marie Hunger Zabrze-Nord ermittelt. Sie hat am 25. März ihr 106. Lebensjahr vollendet.

Eine Köpenickiade. Von der Heilbronner Staatsanwaltschaft wird ein unbekannter Betrüger gesucht, der angeblich im Auftrage der Staatsanwaltschaft Heilbronn in den Gemeinden Billensbach und Gagernberg die Kassen der Gemeinden revidiert hat. In Billensbach erleichterte der Schwindler die Kasse um 443 Mark, in Gagernberg um 295 Mark. Bei der Revision in der Gemeinde Schmidthausen schöpfte man Verdacht und wollte die Personalien des Herrn Revisors prüfen lassen. Als der Schwindler jedoch davon merkte, flüchtete er in den nahen Wald. Seine Verfolger hielt er sich durch Schüsse vom Leibe.

Der gegenwärtige Stand der gesetzlichen Versicherung der Arbeiter in Europa. Durch die neue Gesetzgebung in Großbritannien, der Schweiz und Luxemburg ist die Zahl der europäischen Staaten, die eine staatliche Sozialversicherung eingeführt haben, auf sechzehn gestiegen. Sie fehlt nur noch in Rußland, der Türkei, Portugal, Rumänien und Bulgarien. Dabei hat man überall das deutsche Vorbild befolgt, indem man die Versicherung gegen Krankheit, gegen Unfälle und für Invalidität, Alter und Hinterbliebene verschieden organisierte und so drei Zweige sozialer Fürsorge unterschied. Aber auch innerhalb dieser drei Gruppen von sozialer Versicherung sind verschiedene Typen zu unterscheiden. Eine vergleichende statistische Uebersicht, die das deutsche Reichsversicherungsamt kürzlich herausgegeben hat, ermöglicht es uns, über diesen wichtigen Zweig moderner Gesetzgebung und Verwaltungstechnik eine Uebersicht zu geben. In bezug auf die Krankenversicherung herrscht in mehr als der Hälfte der Staaten, die überhaupt eine soziale Versicherung eingeführt haben, die freiwillige Organisation vor. Dazu gehören die drei romanischen Länder Frankreich, Italien und Spanien, die beiden mit romanischen Elementen durchsetzten Kleinstaaten Belgien und die Schweiz, dann aber auch Holland und drei nordische, von der Industrialisierung noch entfernte Länder, nämlich Schweden, Dänemark und Finland. In den sieben anderen Ländern (Deutschland, Großbritannien, Oesterreich, Ungarn, Norwegen, Serbien und Luxem-

burg) behauptet die Zwangsversicherung für alle (Lohnarbeiter und Angestellte mit geringem Einkommen das Uebergewicht. Bei dieser Art der Versicherung haben Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg den Staatszuschuß ausgeschlossen; die drei letzteren Länder lassen sogar auch die Arbeitgeber frei, während in Deutschland gesetzlich die Beiträge auf Arbeitgeber und Versicherte so verteilt sind, daß erstere halb so viel zu zahlen haben, wie letztere. Aber an Leistungen für die von Krankheiten betroffenen Arbeiter und ihre Familien steht Deutschland allen anderen Ländern voran. Dort zahlt die Versicherung freie Kur und die Hälfte des Tagelohnes bis zur Dauer eines halben Jahres, d. h. bis die Invalidenfürsorge beginnt; bei Wöchnerinnen<sup>1)</sup> das gleiche acht Wochen lang. Die den erkrankten Arbeitern und ihren Familien gelieferten Hilfen beanspruchten im letzten Jahre in Deutschland bei 16 1/2 Millionen Versicherten nicht weniger als 357 2/5 Millionen Mark, in Frankreich bei 10 Millionen Lohnarbeitern kaum 40 Millionen, in Oesterreich-Ungarn bei 13 1/5 Millionen Lohnarbeitern 70 1/2 Millionen Mark. Ja, in Deutschland wird durch die neue Reichsversicherungsordnung die Summe der Aufwendungen für die kranken Arbeiter und Angestellten noch um 60 Millionen Mark erhöht werden, also mehr als zehnmal soviel betragen wie in Frankreich. Auch hat man in Deutschland nicht wie in England bei selbstverschuldeten Krankheiten der Versicherten das Krankengeld gestrichen. Bei Unfällen fallen die Versicherungslasten fast durchgängig den Arbeitgebern allein zur Last. Nur Frankreich, Schweden und Dänemark leisten einen Staatszuschuß. Auch hier ist die deutsche Sozialversicherung am liberalsten. Sie gewährt Unfallrenten bis zu 66 2/3 Prozent des Jahreslohns, während Großbritannien 50 Prozent als Höchstgrenze festsetzt; in Deutschland erhalten die Hinterbliebenen eine Rente bis 60 Prozent des Jahreslohns, in Großbritannien nur eine Abfindung bis zum dreifachen Jahreslohn; in Großbritannien fällt bei grobem Verschulden des Verletzten der Anspruch auf Entschädigung fort; in Deutschland nicht. Auch die Kurkosten trägt in Deutschland die Versicherungsanstalt, in Großbritannien gibt es bei Unfällen keine freie ärztliche Behandlung. In den Niederlanden ist zwar die Höchstgrenze der Rente auf 70 Prozent festgesetzt, aber bei Trunkenheit als Ursache des Unfalls erfolgt nur die halbe Bewilligung. So erklärt es sich, daß im Durchschnitt auf jeden Fall in Deutschland 170 Mark, in den Niederlanden nur 85 Mark Entschädigung entfallen. Am interessantesten ist aber der Vergleich der ältesten, d. h. der deutschen Zwangsversicherung für Invalidität und Alter, die bald 40 Jahre besteht, mit der neuesten in Großbritannien, die erst am 15. Juli 1912 in Kraft getreten ist. In Deutschland zahlen Arbeiter und Arbeitgeber die Versicherungskosten zu gleichen Teilen; das Reich gibt nur einen Zuschuß von 50 Mark jährlich für den Versicherten und seine Witwe, 25 Mark jährlich für jede Waise. Es kostete Bismarck viele Mühe, diese Schenkung aus Reichsmitteln durchzusetzen, weil man sie für sozialistisch hielt. In Großbritannien hat man 1911 nicht vor dem Gedanken zurückgescheut, daß der Staat die alt oder invalide gewordenen Arbeiter zu versorgen hat. Die Arbeitgeber und Arbeiter zahlen hierfür gar keinen Beitrag; die ganze Last von 190 Millionen Mark, fast soviel wie in Deutschland, fällt ausschließlich der Staatskasse zu. So ergibt sich als Gesamtergebnis, daß nirgends die Industrie mit Beiträgen für die Sozialversicherung so schwer belastet ist, wie in Deutschland. Im Jahre 1910 haben die Arbeitgeber 428 1/2 Millionen, die Arbeiter 366 1/3 Millionen, das Reich 52 1/2 Millionen Mark beigetragen.

Defraudation. Der 35jährige Rechtsanwalt Dr. Fritz Bschorner aus Dresden ist nach Unterschlagung von 60.000 Mark, darunter 20.000 Mark Mündergeldern flüchtig geworden. Gegen ihn wurde ein Haftbefehl erlassen. — Der Rechnungsrat Schiply von der Akademie der Künste, der nach Unterschlagung von etwa 30.000 Mark flüchtig geworden war, wurde in Ravensburg in Mecklenburg tot aufgefunden. Er hat Selbstmord begangen.

Hundeschlächtereier. Mit Rücksicht auf die Fleischnot wurde in Halle kürzlich eine große Hundeschlächtereier eröffnet, die schon am ersten Tage ausserordentlich großen Zulauf hatte.

Selbstmord des Kommandanten der Zarenjacht „Standart“. Kontreadmiral Tschagin, der Kommandant der Kaiseryacht „Standart“, erschoss sich in seiner Petersburger Wohnung. Wie es heißt, sollen romantische Vorgänge dem Selbstmord, der natürlich in der ganzen Residenz das größte Aufsehen erregt, zugrunde liegen. Der Name des Kontreadmirals Tschagin wurde in der Öffentlichkeit aus Anlaß des vor fünf Jahren erfolgten Unfalls der Zarenjacht „Standart“ in den finnischen Schären vielfach genannt. Tschagin war damals der zweite Offizier an Bord des Kaiserschiffes und Flügeladjutant des Zaren und wurde mit einer Anzahl anderer Offiziere vor das Marinegericht gezogen, von dem er einen Verweis erhielt, während die übrigen zu Arrest oder Dienstentlassung verurteilt wurden. Ein Beweis, welches Vertrauen ihm aber Kaiser Nikolaus entgegenbrachte, war seine spätere Ernennung zum Admiral und Kommandanten der Kaiseryacht „Standart“ an Stelle des Kontreadmirals Nilow. Tschagin galt als ein sehr tüchtiger und hochgebildeter Offizier und genoß in der russischen Marine ein hohes Ansehen. Ueber den Grund seines Selbstmordes ließ sich einstweilen nichts Zuverlässiges feststellen. — Ein Telegramm berichtet noch: Es wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Selbstmord des Admirals Tschagin von der Kaiseryacht „Standart“ mit den Meutereien in der Schwarzenmeerflotte zusammenhängt. Es soll die Absicht bestanden haben, die Kaiseryacht zu entführen. Man vermutet auch, daß die Matrosen der „Standart“ an den Meutereien nicht unbeteiligt gewesen sind.

Prinz Nikolaus von Thurn und Taxis vor dem Kriegsgericht. Der seltene Fall, daß sich ein Angehöriger eines fürstlichen Hauses wegen militärischer Vergehen vor dem Militärgericht verantworten muß, hat sich in Berlin vor dem Kriegsgericht der königlichen Landwehrinspektion zugetragen. Das Gericht war zusammengetreten, um gegen den Prinzen Nikolaus von Thurn und Taxis zu verhandeln. Die Anklage legte dem Prinzen zur Last, sich in neun Fällen des militärischen Ungehorsams schuldig gemacht zu haben. Es handelte sich bei diesen Vergehen um Nichtbeachtung von Gestellungsorders, die dem Angeklagten von seinem Bezirkskommando zugestellt worden waren. Nach Verlesung der Anklage beantragte der Vertreter der Anklage den Ausschluß der Öffentlichkeit. Das Gericht gab diesem Antrag statt, und zwar unter der Begründung, daß eine Gefährdung militärdienstlicher Interessen zu befürchten sei. Das Urteil sowie die Urteilsbegründung wurden jedoch durch den Verhandlungsleiter, Kriegsgerichtsrat Maiwald, in öffentlicher Sitzung verkündet. Aus der Urteilsbegründung geht folgender Sachverhalt hervor: Prinz Nikolaus von Thurn und Taxis ist gegenwärtig Oberleutnant zur See der Reserve. Er hat sich seinerzeit, als er seinen Abschied nahm, freiwillig zur Reserve überschreiben lassen. Es war infolgedessen seine Pflicht, allen Befehlen des Bezirkskommandos nach-

zukommen. Anfang Juni dieses Jahres erhielt er ein sogenanntes „R“-Schreiben, das mit der Mobilmachungsorder zusammenhing. Diese „R“-Schreiben müssen von den Empfängern genau eingesehen und, nachdem der Empfang vermerkt ist, an das Bezirkskommando zurückgegeben werden. Der Angeklagte hat dies jedoch nicht getan. Er erhielt im Laufe der nächsten Monate noch weitere acht Schreiben, also im ganzen neun Befehle, die er nicht zurücksandte. Er ließ alle Schreiben unbeantwortet. Der Prinz hat auch die neun Fälle des Ungehorsams eingestanden, doch verteidigt er sich damit, daß er oft verreist gewesen sei. Das Gericht nahm an, daß er die Erfeldigung der Schreiben lediglich vergessen habe. Eine Verurteilung mußte jedoch aus dem Paragraph 94 in Verbindung mit Paragraph 93 des Militärstrafgesetzbuches erfolgen. Das Kriegsgericht nahm nicht neun Einzelfälle an, sondern ein Beharren im Ungehorsam. Es erkannte auf drei Wochen Stubenarrest. Der Prinz nahm das Urteil an. — Prinz Nikolaus von Thurn und Taxis ist der älteste Sohn des verstorbenen Prinzen Franz von Thurn und Taxis und der Prinzessin Theresia Grimaud, geborenen Gräfin von Orsay. Er ist im Jahre 1885 in Athen geboren, war zuletzt aktiver Oberleutnant zur See auf dem großen Kreuzer „Prinz Adalbert“ und hat sich erst in diesem Jahre zur Reserve des Seeoffizierskorps überschreiben lassen.

Maxim Gorki und die Frauenbewegung. Ueber das so oft erörterte und doch wohl — wenigstens in unseren Tagen — ungelöst bleibende Problem der Frauenrechte hat sich auch Maxim Gorki jüngst in einem Interview mit einem Vertreter des Journal des Débats geäußert. Kaum war die Frage angeschnitten, als Gorki auch schon lebhaft zu werden begann. „Ja, ich bin Feminist, aus ganzer Seele Feminist. Aber nur dann, wenn der Feminismus Bestrebungen zum Ziele hat, die Frau in ihrem natürlichen, althergekommenen Arbeitsfelde zu erhalten. Unter dem Arbeitsfelde verstehe ich alles, was die Liebe, die Mutterschaft mit sich bringt. Ich kenne in Italien Frauen, die zwanzig Kinder zur Welt gebracht haben, und wahrlich, sie scheinen mir so edler zu sein, als wenn sie vielleicht in politischen oder anderen Fragen ein Wort mitzusprechen hätten und das Stimmrecht besäßen. Vielleicht werde ich mich eines Tages zu dieser Frage ausführlicher äußern. Meine Ueberzeugung ist die, daß das „Matriarchat“ weit eher die Grundlage der Zivilisation gewesen ist, als das „Patriarchat.“

Der Tod eines Clowns. Aus Mako wird gemeldet: Eine größere Zirkusgesellschaft begann hier vor zahlreichem Publikum ihre Vorstellungen. Als dritte Nummer des Programms trat der „dumme August“ auf. Er entzückte die Zuschauer durch seine Witze und bizarren Scherze. Plötzlich warf er sich zu Boden und blieb regungslos liegen. Das Publikum unterhielt sich vortrefflich und klatschte stürmisch Beifall. Dem Zirkuspersonal fiel es jedoch auf, daß der „August“ so lange starr auf dem Sande der Manege liegen blieb, und mehrere Bedienstete näherten sich mannfällig dem Clown. Zu ihrem Entsetzen bemerkten sie, daß er tot war. Rasch brachten sie eine Bahre herbei und trugen den Unglücklichen hinaus. Die Zuschauer tobten vor Begeisterung, da sie der Meinung waren, daß alle diese Vorgänge zur Komödie gehörten. Voll Bewunderung für die naturgetreue Kunst, mit der der Clown den Tod nachahmte, zollten sie lauten Beifall, der fortwauerte, bis der Direktor erschien und dem Publikum mitteilte, daß der Clown plötzlich krank geworden sei. Wie der Arzt feststellte, hatte ein Herzschlag dem Leben des „August“ ein Ende bereitet. Die

Vorstellung wurde nach diesem Zwischenfall fortgesetzt.

Gasquellen im Laude Hadeln. Reiche Erdgaslager scheinen sich in der Tiefe der an der Elbmündung sich erstreckenden Marsch und Hadeln zu befinden. Wie seinerzeit mitgeteilt, wurde dort bei dem Orte Lüdingworth in diesem Frühjahr eine Erdgasquelle erbohrt, die weiter strömt und insofern praktisch ausgenutzt wird, als der Besitzer des Grundstücks das Gas in sein Wohnhaus geleitet hat, wo es sich seitdem als vorzügliches Kochgas bewährt. Nunmehr ist nicht allzu weit von dieser Lüdingworther Erdgasquelle entfernt im Nordseebade Altenbruch, mitten im Orte an der Langen Straße eine Erdgasquelle erbohrt worden, die mit einem erheblich stärkeren Druck als die Lüdingworther Quelle strömt. Die Erdgasquelle in Altenbruch brennt mit einer laut zischenden, weißgelblich lodernen Flamme, wobei es in der Tiefe dumpf brödelnd und rumort. Diese brennende Gasquelle bietet namentlich in den dunklen Abendstunden einen eigenartigen Anblick. Wie die Untersuchung des Lüdingworther Gases mit ziemlicher Sicherheit ergeben, handelt es sich um Sumpfgas (Methan). Die Elbmarschen sind vor vielen Jahrhunderten dem Meere abgenommen worden.

Aus dem Musikerleben. Zwei vielsagende Inserate aus dem Musikerleben werden von der „Deutschen Musikerzeitung“ mitgeteilt: Das eine betrifft das Gesuch des Magistrats der kleinen Stadt Lohr für Neuanstellung eines „städtischen Kapellmeisters“. In den Bedingungen heißt es unter anderem: „Seitens der Stadt wird dem Kapellmeister Wohnung in der städtischen Turnhalle und ein Jahresbetrag von 600 Mark aus der Stadtkasse gewährt. Außerdem besteht für ihn die Verpflichtung, für Reinigung der Turnhalle Sorge tragen zu lassen und Aufsicht über diese zu führen. Hierüber wird eine Entschädigung von 100 Mark geleistet.“ — Hier ist also die verlockende Aussicht geboten, das Amt eines Kapellmeisters mit dem eines Turnhallenreinigers zu vereinen. Ein zweites Inserat ist dem in Aachen erscheinenden „Volksfreund“ entnommen; es lautet: „Klavierunterricht wird gegen Bäckerwaren oder Zigarren erteilt. Off. 06 755 Exp.“ Also nicht nur nach Brod, auch nach Zigarren geht die Kunst, bemerkt die „Deutsche Musikerzeitung“. — Bei allem unfreiwilligen Humor dieser Anzeigen liest man zwischen den Zeilen eine tiefe Misere im Musikerleben heraus.

Ueberfall auf den deutschen Marineattaché. Am 9. Oktober wurde der deutsche Marineattaché bei der deutschen Botschaft in Wien, Graf Posadowsky, an der Küste in der Nähe von Pola mit einer Schußwunde aufgefunden. Sein Revolver lag nicht weit von ihm. Die eingeleiteten Untersuchungen werden zweifellos eine völlige Aufklärung schaffen. Graf Posadowsky gilt in Flottenkreisen als ein überaus befähigter und von allen Seiten geschätzter Seeoffizier. Nach dem Abschluß der diesjährigen Flottenherbstübungen wurde er durch die Verleihung des Roten Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife ausgezeichnet. Als im Frühjahr 1911 bei der Botschaft in Wien ein besonderer Marineattaché beglaubigt wurde — bis dahin hatte der Marineattaché in Rom gleichzeitig die Geschäfte eines Attachés auch bei der Wiener Botschaft mitzubesorgen —, wurde Graf Posadowsky als erster Marineattaché nach Wien geschickt. Und die jüngste Ordensauszeichnung beweist, daß er mit bestem Erfolg und zur vollen Anerkennung seiner vorgesetzten Stellen in Wien tätig gewesen ist. In jüngeren Dienstjahren gehörte er dem Stabe der Hofjacht „Hohenzollern“ an. Bereits als Kapitänleutnant war

er ins Reichsmarineamt berufen worden, und als junger Stabsoffizier war er als Kommandant des Kanonenbootes „Jaguar“ in Ostasien tätig. Als seine Berufung als Marineattaché nach Wien geschah, gehörte er der Schiffsprüfungskommission als Mitglied an. Auf dem Wiener Posten geschah auch seine Beförderung zum Kapitän zur See. Nachdem im Herbst der Kapitän zur See Freiherr v. Keyserlingk von dem Posten als Marineattaché bei der Botschaft in St. Petersburg abberufen und in den Frontdienst zurückgetreten ist, steht Graf Posadowsky seinem Dienstalter nach an erster Stelle aller im Auslande tätigen Attachés der Flotte. In Anerkennung seiner Tätigkeit als Attaché in Wien ließ ihm vor einiger Zeit auch der Kaiser von Oesterreich den Orden der Eisernen Krone zweiter Klasse überreichen. Inzwischen gehen die Vermutungen weiter, es wird sogar erzählt, Graf Posadowsky hätte wichtige Papiere bei sich gehabt, die sich auf die Mobilisierung der österreichischen Flotte bezogen hätten, und diese Papiere seien nicht mehr bei ihm gefunden worden. Feiner wird als gewiß hingestellt, der Graf, der überfallen worden sei, habe sich, im Begriff, sich mit seinem Browning zu verteidigen, selbst verletzt. Durch die Schußwunde ist bei dem Grafen eine Lungenentzündung eingetreten, jedoch ist die Temperatur nur wenig über 37 Grad gewesen. Kapitän zur See Graf v. Posadowsky-Wehner soll über den Fall die folgende Mitteilung gemacht haben, die die Gerüchte von dem Ueberfall beseitigen würde: „Er wäre von einem Individuum verfolgt worden. Als er zu seiner Verteidigung seinen Revolver zog, wäre durch Unvorsichtigkeit ein Schuß losgegangen, der ihn in die Lunge getroffen.“

Der süddeutsche Flug, die größte deutsche aviatische Veranstaltung dieses Herbstes, hat von Mannheim aus mit einem militärischen Aufklärungsflug in die Pfalz seinen Anfang genommen. Die Flugstrecke, die von Mannheim über Frankfurt, Nürnberg und Ulm nach München führt, beträgt 610 Kilometer. Außer 9 Offizierspiloten beteiligen sich 9 Zivillieger an dem Flug, der auf den Zwischenstationen eine Reihe lokaler Wettbewerbe in sich schließt.

Eine furchtbare Katastrophe. Die „Frankfurter Zeitung“ meldet aus Konstantinopel vom 21. Oktober: Auf der englischen Smyrna-Aidin-Bahn ereignete sich eine furchtbare Katastrophe. Ein Militärzug mit mobilisierten Truppen entgleiste und stürzte eine mehrere Meter hohe Rampe herunter. Fast das gesamte Zuggesamte fand den Tod, ebenso gegen zweihundert Soldaten. Die gleiche Anzahl wurde schwer verwundet.

Denkmal für die Männer der „Titanic“. Amerikanische Frauen haben zur Errichtung eines Denkmals zum Andenken an die Männer, die all Bord der „Titanic“ ihr Leben geopfert haben, um Frauen und Kinder zu retten, bereits 30.000 Dollar gesammelt. 70.000 Dollar sollen noch gesammelt werden. An der Spitze des Komitees steht die Frau des Präsidenten Taft.

## Humoristisches.

Streng vertraulich. Stoßseufzer eines Amtsvorstandes: „Eigentlich schad' um die freie Zeit, die man im Bureau versitzen muß.“

Der Feldwebel instruiert die neuen Mannschaften über den Gebrauch der Feuerlöschgeräte in der Kaserne. Zum Schluß fragt er: „Was kann nun wohl passieren, wenn die Verschlußstücke der Schläuche verrostet sind?“ — Schweigen. — „Na, ihr Kerls, da kann es nämlich passieren, daß ich euch die Dinger um die Ohren schlage!“

## Feuilleton

# Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(11. Fortsetzung.)

Es war Herbst geworden. Wenn der Lindenwald von der Sonne beschienen ward, glich er einem hohen Hügel aufgeschütteten Goldes. Aber sobald ein Luftzug sich regte, rieselte es flimmernd und schimmernd langsam, langsam auf den Boden herab, den bereits ein dichter, gelber Teppich bedeckte. Und die goldenen Blätter fielen auf ein Grab, darin ein Mann ruhte, dessen Herz gebrochen war, ehe es eine Kugel getroffen.

Und die goldenen Lindenblätter flatterten durch die sonnigen Lüfte, wie Schwärme lichter Schmetterlinge; sie gaukelten um das grüne Häuschen; sie flogen gegen die Fensterscheiben, als wollten sie zugleich mit den Sonnenstrahlen in das hübsche bunte Zimmer dringen, das öde und leer stand, denn das Mütterchen war fort, nicht tot und begraben wie ihr Sohn, sondern fort mit dem Mädchen, welches ihr Sohn geliebt hatte, und welches das Mütterchen nicht mehr verlassen wollte, trotzdem sie es war, die ihren Sohn ihren Grischa, ihren Augapfel, ihr Herzblatt zum ewigen Schlummer unter die welken Lindenblätter gebettet.

In der Natur war es, als feierte die Welt Fest auf Fest. Der Himmel blaute herunter in einer Pracht, wie wenn das Leben der Erde begänne und es Frühling werden sollte. Die Luft war so klar, daß die ferneren dunklen Wälder deutlich dastanden, als wären sie um Meilenweite näher gerückt. Schwärme von Vögeln zogen hin und her, sich sammelnd für die weite, weite Fahrt über Länder und Meere; die Schwalben, die Kraniche, die Reiher und die wilden Schwäne. Weiße feine Gespinste schwebten durch die Luft, hefteten sich an Sträucher Zäune, breiteten sich über die Stoppelfelder, und die Dorfkinder sagten: Da zieht der Sommer hinweg.

Alles war umsonst; nur das Leben der Menschen war geändert und gewandelt. Zuerst, als unter den Linden das Grab aufgeworfen worden, in welches der Mann hineingelegt ward; der so treu und stark geliebt hatte — da war alles Triumph und Jubel gewesen. Das Mütterchen ließen sie am Leben, denn das fremde, schöne Mädchen schützte es. Aber des Mütterchens Linnen, das dieses selbst gesponnen, gebleicht und gewebt, wurde aus den Schränken und Truhen herausgerissen, und die Bauernweiber schlugen sich darum; des Mütterchens eingemachte Früchte, ihre berühmten Salzgurken und getrockneten Schwämme, ihren herrlichen Ingwer und ihre wundervollen Melonen, Anuschkas Schinken und in Schmalz eingelegte Schnepfen, alles erlitt dasselbe Schicksal! Die hübsche bunte Stube wurde bis auf den letzten Gegenstand geleert, das eine Stück in diese, das andere in jene Hütte geschleppt, so daß von dem Häuschen nichts übrigblieb als die Mauern.

Eine Zeitlang dauerte die allgemeine Freude, denn wie die Weiber unter sich das Haus, so teilten die Männer das Land; und wie die Weiber sich bei des Mütterchens Linnen und Salzgurken gegenseitig in die Haare fuhren, so schlugen sich die Männer bei den Kühen und Pferden, bei den Ackern und Wiesen, daß die Fäuste blutige Spuren zurückließen. Dabei wurde soviel Branntwein getrunken, als es Branntwein zu trinken gab. Kaum hatten sie sich im Rausch versöhnt, als sie sich im Rausch von neuem verfeindeten. So lebten sie in Hader und Zwist, bis eines schönen Tages die Gendarmerie ins Dorf rück-

# Pianos

das beste deutsche Fabrikat

Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

te, die meisten Bauern zu Gefangenen machte und nach Moskau hinwegtrieb. Als sich die Bauern auf den Ukas ihres Väterchens, des Zaren, beriefen, durch welchen ihnen alles Land und das Leben aller Edelleute zu eigen gegeben war, erfuhren sie, daß sie belogen und betrogen worden.

Doch sie hatten sich betrügen lassen und mußten dafür büßen; für andere. Die Kerker in den großen Städten füllten sich, es mehrten sich die Gefangentransporte nach Sibirien; wo aber der Herr tot war, da kam der Beamte und nahm das herrenlose Gut in Beschlag. So geschah es in Dawidkowo und so geschah es in manchen anderen Dörfern.

Bei der Untersuchung über jenen Aufstand war viel von einer Nihilistin Wera Iwanowna aus Eskowo die Rede; aber die Bauern wußten nichts anderes von ihr, als daß sie gekommen und wieder gegangen war, gegangen mit ihres toten Herrn alten Mütterchen, dessen Leben sie beschützt und gerettet, gegangen mit der Amme Anuschka, die von dem Mütterchen nicht hatte lassen wollen. Man wußte, daß die drei sich auf den Weg nach Moskau begeben hatten. Das junge Mädchen stützte die wankende Greisin und leitete sie; so waren sie den Augen der Dorfbewohner entschwunden und von ihnen nicht wieder gesehen worden.

Und der Herbst überzog mit seinem Gold und Purpur ganz Rußland, ganz Rußland prangte in den Kaiserfarben! Um das Landhaus der Prinzessin stiegen die hohen bunten Laubpyramiden auf, die Blätter fielen auf die Kieswege, wo sie liegen blieben, denn die Herrin war fortgezogen. Das große prächtige Haus stand mit verschlossenen Türen und Läden und sah so öde und tot aus, als hätte es niemals in seinen Mauern ein glänzendes, festliches Leben gesehen, ein Leben, darin an dem einen Tage vergessen wurde, was an dem andern geschehen. Das Haus war still und stumm; aber in Weras Kammer stand auf dem Tisch das Marienbild und sah so blaß und traurig drein, als wisse es von dem Jammer der Menschheit.

Und der Herbstwind wehte goldige Blätter in den Hof des kleinen Gärtnerhauses in der Nowaja-Andronowna-Vorstadt. An dem Fenster stand ein junges, blasses, wunderhohes Weib und sah den Blättern zu, wie sie herangeweht wurden und zu Boden fielen, wie sie wieder aufflatterten, höher und höher, in den Glanz der Lüfte hinein. Und Tanias Blicke sagten: Ach, daß ich euch nachsterben, daß ich auch so vom Stamme fortgerissen, auch so verweht werden könnte.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Wera hatte bei Marja Carlowna Aufnahme gefunden. In einem Zimmer der öden Wohnung, wo Sacha jetzt wieder Dynamit fabrizierte, hauste sie mit dem Mütterchen und Anuschka. Die Polizei stellte ihr nach, sie mußte sich Tag und Nacht verborgen halten, was sie auch von allen Dingen am liebsten tat; denn in ihrer Seele war es so dunkel, daß das Sonnenlicht ihr Schmerzen bereitete, und in ihrem Herzen fühlte sie sich so einsam, daß sie den Anblick von Menschen nicht zu ertragen vermochte. Mit den beiden Frauen war sie indessen den gan-

zen Tag zusammen, und einige Zimmer von dem ihrigen entfernt arbeitete Sascha; statt für das Volk zu agitieren, lebte Wera ausschließlich für sie, und wenn etwas sie mit ihrem Dasein aussöhnen konnte, so war es die völlige Hingabe an diese drei Menschen. Marja Carlowna hatte ihr Leinwand zu nähen gegeben, so daß Wera so glücklich sein konnte, durch ihrer Hände Arbeit die ganze kleine Familie zu erhalten.

Wie waren alle verwandelt; aus dem guten, milden Mütterchen war ein schwankender Schatten geworden, der mit Gott und allen Heiligen haderte. Aber eines Tages kam ihr in den Sinn, daß sie der Mutter Gottes eine Wallfahrt gelobt, und mit Gewalt wollte sie auf und davon, um zu Fuß die lange Pilgerschaft anzutreten, der Mutter Gottes geweihte Kerzen zu opfern und an dem Altar der Himmelskönigin dieser für das Glück ihres Grischa zu danken. In solchen Stunden durfte Wera nicht von ihrer Seite weichen, dann konnte nur Wera sie beruhigen. Denn Wera war es, die ihr Sohn geliebt hatte, die ihren Sohn glücklich gemacht haben würde.

Und welches Wunder war mit der ewig murrenden, polternden, zankenden Anuschka geschehen! Wera und das Mütterchen kannten jetzt nur eine weichherzige, gutmütige, prächtige Anuschka, eine Anuschka, die mit dem Mütterchen wahren Götzendienst trieb; die Wera stets ihr Täubchen, ihr Liebchen und Herzblättchen nannte, und die sogar gegen den armen, bleichen Sascha das Wohlwollen und die Herzensgüte selbst war. Sie sorgte für die Wirtschaft, lief jeden Morgen durch halb Moskau, wobei sie unendliches Vergnügen darin fand, die kleinen Vorräte, deren sie für den Haushalt bedurfte, Stück für Stück einzukaufen; zu den allerbilligsten Preisen, unter jammervollem Seufzen und Stöhnen über die schlechten Zeiten. Dann stand sie am Herd, kochte und briet, und rühmte bei Tische selber ihre Kochkünste, um den anderen Appetit zu machen und war seelenvergnügt, wenn es dem Mütterchen oder Wera zu schmecken schien.

So oft Wera sich von dem Mütterchen fortschleichen konnte, ging sie hinüber zu Sascha und setzte sich mit ihrer Arbeit zu ihm; sprach auch keines von beiden ein Wort, so fühlte doch jedes die Gegenwart des andern als das einzige, was ihm vom Leben übriggeblieben. Nachts, wenn die beiden Frauen schliefen, wachten die zwei Gefährten zusammen und Sascha lernte Wera an, ihm bei seiner Tätigkeit Hilfe zu leisten. Denn es wurde wieder viel Dynamit gebraucht, für Moskau, so wie für ganz Rußland. Die politische Atmosphäre Rußlands glich der Schwüle vor dem Ausbruch eines Gewitters, und die Nihilisten, die sich in Moskau so lange nicht hatten rühren dürfen, begannen von neuem eine fieberhafte Tätigkeit. Wladimir Wassilitsch schlug die Anlegung verschiedener Minen vor und erlebte den Triumph, daß das Exekutivkomitee seine kühnen Projekte akzeptierte. Die Welt sollte erleben, daß es in Rußland etwas Unsterbliches gab, den Nihilismus.

Als Wera eines Morgens Sascha besuchte, fand sie diesen auf einem Stuhle sitzen, in der Hand ein Papier, darauf er starr hinsah.

„Sascha!“ rief sie ihn an; doch er blickte nicht auf.

„Was ist das für ein Papier? Darf ich lesen?“

Sascha nickte. Wera nahm ihm das Schreiben aus der Hand, las es, verfärbte sich, legte das Papier auf den Tisch.

„Wann hast du diesen Befehl erhalten?“

„Gestern abend.“

Sie warf einen Blick nach der Ecke hinüber, wo Saschas Bett stand. Es war unberührt.

„Du hast die ganze Nacht hier gegessen?“

„Die ganze Nacht.“

„Und hast darüber nachgedacht.“

„Und habe darüber nachgedacht.“

„Was wirst du tun?“

„Was ich tun werde — — —“

„Wirst du gehorchen?“

„Ja.“

Wera trat von ihm fort und schritt schweigend im Zimmer auf und ab, wobei sie von Zeit zu Zeit nach Sascha hinüberblickte. Doch der saß da, ohne sich zu regen, mit starrem Blick, den Ausdruck eines furchtbaren Entschlusses in den bleichen Zügen.

Wera wurde das lange schwere Schweigen unheimlich. Sie ging zu Sascha und blieb vor ihm stehen.

„Wann willst du anfangen?“ fragte sie flüsternd.

„Heute noch. Wladimir Wassilitsch hat mich bei den Arbeitern untergebracht, welche die Kirche renovierten; du weißt, jenes Gebäude, das dem Palast gegenüberliegt. Ich schlafe auch dort. Den Tag über muß ich arbeiten, ich glaube Steine tragen, und die ganze Nacht hindurch graben. Das heißt, zuerst muß ich in den Keller des Popen die Werkzeuge hinunterschaffen. Es muß sehr heimlich geschehen.“

„Du wirst es nicht durchführen können,“ rief Wera.

„Ich werde es durchführen; das weiß Wladimir Wassilitsch auch recht gut. Darum hat er mich dafür bestimmt.“

Beide sahen sich an. Dann wieder eine lange Pause.

„Du weißt doch,“ sagte Wera leise, „daß sich Anna Pawlowna von ihrem Manne trennen will?“

„Ich weiß es. Uebrigens wird der Prinz trotzdem im Palast dem Zaren ein Fest geben, wenn der hier nach Moskau kommen sollte, wie er das fest zu beabsichtigen scheint.“

Wera überhörte die Bemerkung Saschas und fuhr fort: „Weißt du, wer jetzt bei Anna Pawlowna wohnt?“

„Nein.“

„Du möchtest es wohl auch nicht wissen?“

„Warum sollte ich es nicht wissen mögen? Ich kann es mir sogar denken.“

„Bei Anna Pawlowna wohnt jetzt Boris Alexeiwitsch.“

„Und das sagst du so ruhig?“

„Warum sollte ich es nicht ruhig sagen? Das ist ja längst vorüber! Seitdem ist vieles geschehen.“

„Freilich, freilich. — — Gestern hat Wladimir Wassilitsch mir den Plan von Moskau geschickt.“

Er stand auf, holte den Plan und breitete denselben auf dem Tische aus. Wera trat hinzu.

„Dieser rote Punkt,“ begann Sascha ihr den Plan zu erklären, „dieser rote Punkt ist der Palast Petrowsky. Du siehst ihn doch?“

„Ganz deutlich.“

„Gut! Dieses blaue Kreuz hier bezeichnet die Lage der Kirche. Dazwischen liegt die Straße. Die Straße wird ungefähr zehn Meter breit sein. Von dem Keller des Popen bis unter den Tanzsaal Anna Pawlownas beträgt die Entfernung gute zwanzig Meter. Bis unter den Tanzsaal soll nämlich die Mine führen. Du siehst, daß ich keine Zeit zu verlieren habe und daß es wirklich eine schwere Arbeit ist. Aber ich werde sie ausführen. Wladimir Wassilitsch kann sich darauf verlassen.“

„Wenn Wladimir Wassilitsch den Palast in die Luft sprengen will,“ schaltete Wera ein, „warum läßt er dann nicht Dynamit in den Keller des Palastes selbst schaffen? Wozu diese Mine? Natalia Arkadijewna wohnt ja im Hause.“

„Aber nicht lange mehr. Sie ist schwer krank, man erwartet täglich ihren Tod. Auf Natalia Arka-

diewna kann sich Wladimir Wassilitsch nicht mehr verlassen. Ueberdies soll sie in die Nowaja-Andronowka-Vorstadt geschafft werden; Tania will sie pflegen. Ich werde Wladimir Wassilitsch bitten, daß er mir Colja zur Hilfe gibt; er kann ja des Nachts zu mir kommen. Es ist nur, damit wir zur rechten Zeit fertig werden.“

„Da Wladimir Wassilitsch die Mine vorbereiten läßt, so hat er wohl sichere Nachricht über die Reise des Zaren nach Moskau?“ fragte Wera.

„Davon weiß ich nichts. Ich glaube, Wladimir Wassilitsch würde die Mine auch dann legen und ausprengen lassen, wenn der Zar auf seiner Reise gar nicht durch Moskau käme.“

„Nun ja, was willst du? Wladimir Wassilitsch behauptet, daß auch alle die anderen aus Rußland vertilgt werden müßten — nämlich alle die Reichen und Vornehmen. Du weißt ja, er haßt sie alle! Er behauptet, sie wären alle gleich. Einer wäre wie der andere.“

„Meinst du, daß er recht hat?“

„Ja,“ sagte Sascha fest und bestimmt. „Und dann meint Wladimir Wassilitsch, es wären solche Verräter. Und du weißt ja, daß bei uns auf Verrat der Tod steht. Auch Boris Alexeiwitsch weiß das und — und Anna Pawlowna.“

„Aber hat Anna Pawlowna uns wirklich verraten?“

Zum erstenmal kam eine leidenschaftliche Bewegung über Sascha. Der starre Ausdruck in seinen Augen verschwand, seine Züge belebten sich unheimlich. Mit heiserer Stimme stieß er hervor: „Anna Pawlowna tut nichts mehr für die Sache; ja, sie weigert sich entschieden, noch etwas dafür zu tun. Wladimir Wassilitsch hat ganz recht gehabt, in allem recht! Nie hat sie das Volk geliebt, nie, nie! Sie hat mit dem Volke gespielt. Sie weiß nichts von ihm, nichts von seinen Herzen, nichts von seinen Leiden. Alles war Lüge, Lüge, Lüge! Und deshalb — — Und deshalb läßt Wladimir Wassilitsch diese Mine legen, deshalb hat Wladimir Wassilitsch mir diesen Auftrag erteilt, und deshalb werde ich seinen Auftrag ausführen.“ Lange schwiegen beide; plötzlich fuhr Sascha auf: „Sagtest du nicht, Boris Alexeiwitsch wohne bei Anna Pawlowna?“

„So hat man mir erzählt. Ich glaube, unsere Wirtin Marja Carlowna tat es; in ganz Moskau redet man davon, aber sie kümmert sich nicht darum. Sie soll ihn lieben. Warum auch nicht? Er ist ein schöner Mann und vornehm! So vornehm, daß er das Volk mit Füßen tritt, dem Volke ins Gesicht schlägt, dem Volke das Herz zerfleischt. Ist es nicht so?“

„So ist es. Ich wollte, Wladimir Wassilitsch trüge mir auf, dir graben zu helfen,“ rief Wera ausbrechend.

„Du wirst auch dabei zu tun bekommen. Wladimir Wassilitsch zählt auf dich.“

„Hat er mit dir davon gesprochen?“

„Ja, er fragte mich, wie du mit Boris Alexeiwitsch stündest.“

„Und du sagtest ihm — —“

„Ich sagte ihm, er hätte recht gehabt. Darauf fing er an zu lachen.“

„Aber welchen Auftrag hat er für mich?“ fragte Wera ungeduldig. „Was kann ich dabei tun?“

„Du sollst mir Dynamit zutragen. Auch sollst du auf einen Beobachtungsposten gestellt werden; ich glaube in der Anstalt, dem Palast Anna Pawlownas gegenüber. Du weißt, in dem Hause für sittlich verwaehrte Mädchen.“

„Wie soll ich da hineinkommen?“

„Dafür wird Wladimir Wassilitsch Sorge tragen. Er hat überall seine Mittel und Wege. Von den

Zimmern des obersten Stockwerkes aus kann man in den Tanzsaal hineinschauen. Du sollst uns das Zeichen geben, wenn es Zeit ist. Ein wichtiger Posten. Wirst du es tun können?“

„Ich werde alles tun können, was man mir aufträgt.“

„Soll ich das Wladimir Wassilitsch sagen?“

„Ja.“

### Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Anna Pawlowna hatte aufgehört, über sich selbst zu reflektieren. Sie lebte jetzt, wie tausend andere Damen der russischen Gesellschaft lebten, von einem Tag zum andern, von einer Zerstreung zur andern. Und was das seltsamste dabei war, sie lebte mit Genuß in dieser großen, glänzenden Gedankenlosigkeit. Ueberdies war sie durch ihre Verhältnisse mit Sascha und Boris eine gesellschaftliche Berühmtheit geworden. Ihre Schönheit stand in der Blüte und ihre Schönheit zu pflegen und bewundern zu lassen, beschäftigte sie im Augenblick derartig, daß sie für nichts anderes mehr einen Gedanken zu haben schien. Mit großer Kunst wußte sie Toilette zu machen. Sie erfand selbst ihre Kostüme und strengte dabei ihre ganze Einbildungskraft an.

Bald sprach man denn auch von den Toiletten der Prinzessin, wie man einst von den Teeabenden der Fürstin gesprochen hatte. Diese neuen Toiletten Anna Pawlownas versetzten sogar die russische Gesellschaft in Aufregung. Die Männer bewunderten sie, die Damen skandalisierten darüber und — ahmten sie nach. Zuerst begnügte sich Anna Pawlowna damit, Boris Alexeiwitsch zu gefallen, der anfangs entschieden solcher Mittel bedurfte, um von der schönen Frau gefesselt zu werden. Aber sehr bald reizte es sie, auch auf andere Männer Eindruck zu machen. Seit ihrem großen Irrtum hatte sie alle Brücken hinter sich abgebrochen und schien nichts anderes zu bezwecken, als möglichst schnell in den Abgrund zu stürzen. Sie wollte es mit offenen Augen tun, erhobenen Hauptes.

Mit der Fürstin war sie von neuem sehr intim, doch hatte sich das Verhältnis der beiden Frauen zueinander vollständig verändert; alle Scheu der Fürstin von ihrer schönen, majestätischen Cousine war verschwunden. Sie behandelte dieselbe bisweilen beinahe patronisierend. Anna Pawlowna zuckte dazu die Achseln, biß sich auf die Lippen, ließ es sich indessen doch gefallen, als die Vertraute der lächerlichsten und — galantesten Modedame Moskaus zu gelten.

Sobald sämtliche vornehmen Familien vom Lande zurückgekehrt waren, richtete die Fürstin wieder ihre Teeabende ein, unter einem größeren Zudrange denn je. Die seltsamsten Gestalten erschienen in dem Salon, um in dessen Dämmerung vollständig zu verschwinden. Die Unterhaltungen wurden so leise geführt, daß das Geräusch des kochenden Samowars das Flüstern der Stimmen häufig übertönte. Die Fürstin in ihrer Robe aus weißer Crepe de Chine leuchtete wie eine Marmorstatue durch das Dunkel doch war sie an ihren Teeabenden wie gewöhnlich im höchsten Grade nervös, denn wie gewöhnlich wartete sie auf den einen oder den anderen, der — gewöhnlich nicht kam.

Wer indessen regelmäßig erschien, war Anna Pawlowna in der Begleitung von Boris Alexeiwitsch, dessen Gesicht in jedem Zuge wieder den alten, matten, gelangweilten Ausdruck angenommen hatte. Zuweilen kam das Gespräch auf die neuesten sozialen Bewegungen Rußlands; man hörte Namen fallen wie: „Das russische Volk“, „die soziale Frage“, aber Anna Pawlowna hielt nie wieder eine Rede, darin sie

sich vor ganz Moskau kompromittierte und Boris Alexeiwitsch brauchte nie wieder eine Dame in einer solchen bedenklichen Angelegenheit zu sekundieren.

Zuweilen besuchte ein Nihilist die Teeabende der Fürstin: Wladimir Wassilitsch! Und wenn er nicht kam, so war die Fürstin höchst erregt. Kam er aber, so stieg ihre Aufregung noch höher, denn der Gast kümmerte sich fast gar nicht um die Wirtin, sondern schlürfte ein Glas Tee nach dem andern, ohne sich jemals in die Unterhaltung zu mischen. Er saß da mit seinem Lächeln, das die Dämmerung verhüllte, mit Blicken, darin sich außer Haß und Verachtung die Zuversicht eines baldigen Sieges aussprach. Jeder dieser Gänge kostete ihn einen gewaltsamen Entschluß; aber er bedurfte dieser Besuche, um sich immer wieder von neuem gegen die Feinde des russischen Volkes aufzustacheln, seinen Haß durch seine Beobachtungen zu nähren und aus seiner erhitzten Einbildungskraft immer von neuem Pläne zu schöpfen, die sämtlich auf das eine Ziel hinausliefen: auf die Vernichtung einer Menschenklasse, die für ihn an allem Unheil, das seit Jahrhunderten über das russische Volk gekommen, die Schuld trug.

Trotz der Vertrautheit der Fürstin mit Anna Pawlowna, trotz des großen Andranges zu ihren Teeabenden, beabsichtigte die Fürstin im Laufe des Winters Moskau zu verlassen und ins Ausland zu gehen. Aber sie wollte nicht allein reisen. Zuerst hatte Wladimir ihre Vorschläge, sie nach Paris und später nach Nizza zu begleiten, brüsk abgelehnt, plötzlich zeigte er sich denselben geneigter. Die Fürstin war glücklich, wäre am liebsten gleich mit ihm abgereist. Aber Wladimir wußte die Reise immer von neuem hinauszuschieben, ließ indessen von der Fürstin die Pässe besorgen; nicht nur für sich und ihn, sondern auch für eine neue Kammerfrau, von welcher die Fürstin lange nichts wissen wollte, bis sie sich schließlich Wladimirs Willen fügen mußte. Die Pässe lagen bereit und Wladimir versprach der Fürstin, mit ihr abzureisen, sobald es ihm „möglich“ sein würde.

So standen die Dinge beim Beginn des Winters. Ueber Moskau schien sich eine ewige Dämmerung herabzusenken; in totenfarbenem Grau lag die Erde, auf die der Himmel niederdrückte wie der Deckel eines Sarges. Dann begann es zu schneien, tagelang, wochenlang, bis das Wintergewand Rußlands fertig gewebt war. Endlich wurde es klar und kalt. Der Himmel strahlte in tiefstem Blau, und obgleich die Sonne nur schwach schien, war alles Glorie und Glanz.

Die Dächer, die Türme und Kuppeln Moskaus leuchteten, als wären sämtliche Diamanten des Kreml darüber ausgeschüttet.

Mit den ersten Schneeflocken, die herabrieselten, fiel in dem Gärtnerhause in der Nowaja Andronowka-Vorstadt ein junges Menschenkind in das Leben hinein, und die holdseligste Mutter beugte sich über das kleine Gesichtchen, das Kind anlächelnd, als sei es auf die Welt gekommen, die Menschen zu erlösen.

Die Mutter hatte es erlöst! Tanias ganzer Jammer war verschwunden, vor dem Blick ihres Kindes vergangen, wie Reif am Sonnenschein. Nun konnte sie ihr Kind an der Brust halten und darüber ihre Lieder raunen, bis die Augen ihres Lieblings sich schlossen. Wie eine lange, bange Winternacht lag das vergangene Jahr hinter ihr, wie ein ewiger strahlender Sommertag lag vor ihr die Zukunft, darin ihr Kind sie anlächeln würde.

Es war ein Knabe. Wladimir Wassilitsch war ein Sohn geboren worden! Wie in Traum ging er umher, alle Dinge schienen ihm verändert, das ganze

Leben hatte für ihn eine andere Gestalt gewonnen. Wieder erwachten Empfindungen in ihm, von denen dieser Terrorist nichts geahnt hatte, gegen welche er vergebens ankämpfte. Er, der bisher in allen klaren Augenblicken immer nur an „die Sache“ gedacht, konnte seine Gedanken jetzt nicht mehr von einem Wesen hinwegbringen, so klein und winzig, daß er es mit seinen Händen hätte bedecken können, mit einem so schwachen Lebensfunken in sich, daß jeder rauhe Windhauch denselben auszulöschen vermocht hätte. Schon bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit wurde der Vater von einer wahren Todesangst ergriffen, als ob mit dem einen Leben das Leben der ganzen Welt vertilgt werden sollte. Er hätte wieder Nächte, in denen er, an das Kind und die Zukunft des Kindes denkend, kein Auge schloß, wo er im Bette aufrecht saß, angstvoll lauschend, ob nebenan in der Kammer alles ruhig blieb. Während dieser Mann mit kaltem Blute daran dachte, Hunderte von Menschenleben zu vernichten, klopfte ihm ängstlich das Herz, wenn in der Kammer sein kleiner Sohn schrie.

Am Tage war es fast noch ärger. Wladimir mußte den größten Teil desselben außer dem Hause zubringen, in einer Tätigkeit, die alle seine Kräfte in Anspruch nahm. Mit den Verschwörern von ganz Rußland stand er in unausgesetzter Verbindung, hier einen Putsch vorbereitend, dort ein Attentat arrangierend; dazwischen schrieb er Pamphlete, diktirierte Aufrufe an das Volk, richtete Drohbriefe an die Regierung; alles, was er sann und dachte, was er tat und trieb, war voller Blutgeruch, und durch alles klang das Lallen seines Kindes. In sein Leben war ein Wechseln von Empfindungen getreten, von Haß zu Liebe, von Härte zu Weichheit, so daß sein Gemüt unter den heftigsten Erregungen hin und her schwankte. Es kamen Stunden, in denen er wieder begann, seine alten Theorien auszuspinnen, daß der Mensch nichts lieben sollte, nichts als seine Ideen, diese einzig wahrhaft edlen Leidenschaften, denen er alles opfern müsse: Häuslichkeit und Heimat, Weib und Kind, das eigene Wohl und die eigene Glückseligkeit. Je schwächer er sich Tania und seinem Sohne gegenüber fühlte, desto mehr versuchte er mit dem ganzen Raffinement des Selbstquälers sich gegen sie zu verhärten.

Aber in seiner Handlungsweise zeigten sich bereits große Inkonsequenzen. Er war ein Todfeind des christlichen Glaubens; und obgleich er wohl wußte, daß es ihm nicht gelungen war, Tania auch nur mit einem Gedanken von Gott abwendig zu machen, obgleich er wußte, daß sie sich, wie früher in ihrem Jammer, so jetzt in ihrem Glück in die Mysterien des Glaubens versenkte, fand er dennoch nicht mehr den Mut, sie von Gott hinwegzureißen. So duldete er auch, daß über dem Lager seines Sohnes ein Heiligenbild hing, daß Tania über ihrem Kinde die heiligen Zeichen machte und an seinem Bette inbrünstig betete. Ja, als er eines Tages seinen Knaben küssen wollte und auf der Brust an einer Schnur ein kleines silbernes Muttergottesbild entdeckte, tat er, als wenn er es nicht gesehen hätte. Wie ward Tania, die zitternd, gleich einer ertappten Sünderin, daneben stand, als Wladimir ihr den Knaben sanft in den Arm legte und schweigend das Zimmer verließ. Sie warf sich an der Wiege auf die Knie nieder, betete, weinte und dankte dem Himmel, denn sie war auf einmal der Zuversicht geworden, daß Wladimir in seinem Herzen wieder zum Glauben zurückgekehrt sei. Fortan ging sie jeden Tag nach Moskau in die Kirche, brachte der Himmelsmutter geweihte Kerzen dar und ergoß sich in glühenden Lobpreisungen für das Wunder, das in der Seele des Vaters ihres Kindes geschehen war.

Und seltsam, höchst seltsam! War Wladimir jetzt mit seinen Mordplänen beschäftigt und dachte er dabei seines Knaben, so war es ihm eine Beruhigung zu wissen, daß die Mutter für sein Kind betete.

Was war aber die Wonne Tanias, was das heimliche Glück Wladimirs über die Geburt des Kindes, verglichen mit dem Stolz Coljas! Colja ging mit einem Gesicht umher, als ob er der Vater wäre, und wurde fast hochmütig. Natürlich war es bei ihm ausgemachte Sache, daß niemals, solange die Welt bestand, ein solches Kind geboren worden, niemals, solange die Welt bestanden würde, wieder ein solches Kind geboren werden könnte. Wenn er in die Nähe des kleinen Wesens kam, ging er auf den Zehen. Niemals hätte er gewagt, in der Gegenwart des Wunderknaben ein lautes Wort zu sprechen; in der Kirche sprach man auch nicht! Und wo Tania mit dem Kinde weilte, da waren für Colja alle himmlischen Heerschaaren versammelt. Am liebsten hätte er getan wie einer der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande und das göttliche Kind angebetet. Seine Begeisterung für dieses Kind kannte keine Grenzen. Diese Händchen, diese Füßchen, dieses Gesichtchen — es war nicht zu glauben! Und was es für ein Stimmchen hatte; wie fein und zugleich wie kräftig! Durch das ganze Haus war sein Schreien zu hören und Colja lauschte darauf, als ob er ein Orakel vernähme. Es war gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Er schien die Absicht zu haben, von jetzt an sein Leben lang nichts anderes mehr zu tun, als das Kind anzustauen. Unsäglich Kummer bereitete es ihm, als einmal das kleine Wesen bei dem Anblick seines bärtigen Gesichts jämmerlich zu schreien anfing. Ganz entsetzt über sich selbst, mit Tränen in den Augen schlich er davon und blieb den ganzen Tag über niedergeschlagen. Aber dann welches Glück, als Tania ihn später herbeirief, das Händchen ihres Sohnes nahm und mit diesem Colja durch den struppigen Bart fuhr; welche Wonne, als das kleine Dingelchen ganz herzlich zugriff, ganz tüchtig packte und zerrte; etwas so Wundersames war Colja in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen! Er wurde jetzt sogar auf seinen Bart stolz und hätte jeden als Feind betrachtet, der diese höchste Zierde seiner Person nicht anerkannt haben würde. Ganz empört war er, daß es Winter war und er für das Kind keine Blumen schaffen konnte, oder Himbeeren, oder Vogeleier. Er nahm es für eine persönliche Beleidigung des Himmels gegen sich und sann Tag und Nacht darüber nach, womit er dem Kinde wohl Freude machen könnte. Nur um seinem mächtigen Liebesdrang Genüge zu leisten, verfertigte er, denn es war ja Winter, aus Birkenholz einen kleinen Schlitten mit höchst kunstreichen Schnitzereien, die er gelb und blau bemalte. Es ward ein wahres Wunder von Schlitten, aber für das wundervolle Kind lange nicht wunderschön genug! Colja lief hinaus in die winterliche Steppe und kam nicht eher zurück, als bis er einen prächtigen Fuchs gefangen hatte, dessen Fell er abzog, um daraus für das Kind eine Decke zu verfertigen.

In dem Zimmer, darin früher Wladimir und Sascha schliefen, wohnte jetzt Natalia Arkadijewna und wurde von Tania auf das zärtlichste gepflegt. Das Leben dieser jungen Fanatikerin zählte nach menschlicher Berechnung nur noch nach Tagen; aber mit ihrem gewaltigen Willen hielt sie es fest, sie wollte nicht sterben. Nicht eher, als bis für die „Sache“ etwas Gewaltiges geschehen war, als bis die Nihilisten etwas Großes vollbracht hatten. Man mußte sie von allem, was vorfiel, genau unterrichten, und in ihrem Zimmer, an ihrem Bette, das sie nur selten verlassen konnte, wurde die Verschwörung gegen

das Leben des Zaren organisiert. Angefeuert durch die dämonische Leidenschaft der Sterbenden, die mit schwacher Stimme glühende Reden hielt, den Terrorismus in wahren Dithyramben pries und prophetische Worte raunte, hielt das Komitee seine Beratungen. Wladimir war viel um sie, denn er bedurfte ihrer; er fühlte, wie sie Geist war von seinem Geiste. Seele von seiner Seele. Alles besprach er mit ihr, nur nicht, was Tania und das Kind anbetraf. Aber Natalia erkannte den Zwiespalt in seiner Natur und sah die Möglichkeit, daß er, der ihr Held war, sich und seinem Lebensideal treulos werden könnte aus Leidenschaft für seine Geliebte und aus Liebe zu seinem Sohne. Mit allen Kräften drängte sie ihn daher zu neuen Taten, unablässig bemüht, die Flamme seines Fanatismus zu schüren und ihn die Zukunft des russischen Volkes in leuchtenden Bildern sehen zu lassen. Sie schilderte ihm die Wonne eines Märtyrertums und gelobte, sich mit ihm einkerkern zu lassen, mit ihm nach Sibirien zu wandern, auf das Blutgerüst zu steigen. Wenn er sie so reden, mit ihrem Totengesicht solche Zukunftspläne machen hörte, packte ihn Grausen. Sie fühlte das und sagte mit einem Lächeln: „Ich schwöre dir zu, daß ich mein Gelübde halten werde, denn etwas in mir ist stärker als der Tod. Ich werde leben bleiben und ich werde dir folgen, wohin es auch sei.“

Und in der Tat schien sie sich noch einmal zu erholen. Sie begann ihr Bett zu verlassen und erzwang es, jeden Tag länger aufzubleiben. Sie wußte es durchzusetzen, daß man ihr bei dem Moskauer Putsch eine Rolle zuwies. Mit Wladimir zusammen wollte sie die Mine, die den Palast Petrowsky in die Luft sprengen sollte, anstecken; und als man anfing zu befürchten, daß der Stollen, den Sascha mit Hilfe Coljas grub, sich mit Wasser füllen würde und infolgedessen der Schwefelfaden versagen könnte, war es Natalia, die das Entzünden der Mine mittels einer Lunte vorschlug. Natürlich wurden alle diese Pläne vor Tania geheimgehalten.

#### Sechsfundfünfzigstes Kapitel.

Es fehlte den Nihilisten an Geld. Die Agitation verschlang Summen, von denen ein Teil des russischen Volkes hätte gekleidet und genährt werden können. Wladimir erhielt den Auftrag, bis zu einem gewissen Zeitpunkt ein gewisses Kapital zu beschaffen; aber seine Hilfsquellen waren erschöpft. Ausserdem war der Termin ziemlich nahe und das benötigte Kapital recht bedeutend. Er wußte keinen Rat. Denn auch die Fürstin begann schwierig zu werden, wenn Wladimir mit einer neuen Forderung kam, so daß es diesem in der letzten Zeit jedesmal gewesen war, als ob Scham und Ekel ihn ersticken müßten. Er war wütend auf Sascha, welcher aus Anna Pawlowna eine Goldgrube für die Sache hätte machen können; und wütend war er auf Wera, die nicht einmal den Versuch gemacht hatte, Boris Alexeiwitsch im Interesse der Sache auszubenten, wo dieser Wüstling bereit gewesen wäre, in den Schöß des schönen Mädchens ein Vermögen zu werfen. Da war er ein anderer. Er hatte sich für die Sache verkauft und sich königlich bezahlen lassen. Und eine andere würde Natalia Arkadijewna sein, wäre sie gesund und schön gewesen: Glied für Glied würde sie zum Besten der Sache geopfert haben. Das war ein Weib! Hätte Wladimir nicht die holde Tania geliebt, so würde er die sterbende Natalia geliebt haben.

Aber er mußte das Geld auftreiben! Nicht nur, daß es seine Pflicht war, seinen Auftrag auszuführen, er brannte auch aus anderen Gründen auf die Erfüllung desselben. Von der Beschaffung der Sum-

me, die, wie gesagt, ziemlich hoch war, hing im Süden Rußlands ein großer Putsch seiner Partei ab; er hatte das Geld auf alle Fälle herbeizubringen. Ein solches höchherrliches Vorhaben durfte nicht aus Mangel an diesem elenden Mammon scheitern. Wladimir zerbrach sich Tag und Nacht den Kopf, ohne etwas auszugrübeln. Und die Zeit drängte.

In übelster Stimmung befand er sich eines Nachmittags bei Natalia, der gegenüber er sich, wie gewöhnlich vollständig gehen ließ, die ihn diesmal auch nicht zu beruhigen vermochte. Wäre ihre Mutter reich gewesen, so würde Natalia von ihr, nötigenfalls durch die Drohung, sich selbst der Polizei angeben zu wollen, Geld erpreßt haben; doch der Geheime Staatsrat war, ein in Rußland seltener Fall, gestorben, ohne Schätze zurückgelassen zu haben.

Während die beiden noch zusammen berieten und nichts fanden, vernahmen sie plötzlich, aus den unteren Räumen des Hauses herauftönend, leisen Gesang; unsäglich wehmütig, voll bestrickenden Wohllauts. Es war Tania, die ihren Knaben in Schlummer sang. Die beiden wurden still und lauschten auf die liebliche Stimme; aber als Natalia zufällig einen Blick auf Wladimir warf, erschrak sie.

„Was haben Sie? Sprechen Sie, Wladimir Wasilitsch! Ist Ihnen unwohl geworden! Wie sehen Sie aus!“

Wladimir stand vor ihr, bleichen Gesichts, nach Fassung ringend.

„Hören Sie doch!“ stieß er hervor.

„Tania singt.“

„Ja, Tania.“

„Wie kann Sie das erschrecken?“

„Sie hat eine soch süße Stimme!“

„Ihre Tania ist eine russische Nachtigal.“

Wladimir erwiderte nichts. Wiederum schwiegen sie und lauschten. Tania sang:

„Eine rote Rose ging auf im tiefen Schnee.

Warum tut mir mein Herze so bitterlich weh?

Gott hilf, Gott hilf! Die Blume, die dort so blutig glüht,  
Sie ist aus meinen Tränen — ach, Tränen aufgeblüht.“

Erst als Tania zu singen aufgehört hatte, entriß sich Wladimir der Entgeisterung, die über ihn gekommen war. Ohne ein Wort zu sagen, ging er, seine Freundin in Sorge und Zweifel zurücklassend.

Wladimir stieg langsam die Treppe hinab. Unten angekommen blieb er stehen, unentschlossen, ob er bei Tania eintreten oder gleich weitergehen sollte. Da hörte er sie mit dem Kinde, welches noch nicht eingeschlafen war, leise plaudern und kosen und schließlich an der Tür vorüber. Wenn er sie sah, mit dem Knaben, würde es ihn in seinem Entschlusse wankend machen, es würde seine Willenskraft lähmen, würde ihn völlig entmanen. Und er wollte seinen Vorsatz durchführen, um der Sache willen.

Tania sollte endlich der Sache nützen, seine Geliebte, die Mutter seines Sohnes, sollte bei den großen Dingen, die vor sich gingen, nicht gänzlich untätig bleiben, die einzige, welche ihre Hände in den Schoß legte und nichts, gar nichts tat, als daß sie ihn und seinen Knaben abgöttisch liebte.

Es lag etwas Unwürdiges in solcher Existenz, etwas geradezu Erniedrigendes. Das Weib nur Weib, des Mannes Geliebte, die Amme seines Kindes. Aber es war seine eigene Schuld! Warum hatte er sie so lange müßig bleiben lassen, warum hatte er ihr nicht früher ihren Teil an seiner großen Arbeit gegeben, wie es ihr zukam, wie sie es von ihm für sich verlangen durfte, warum hatte er sie nicht erzogen, ein Kind der Sache zu sein, eine Zeitgemäße und Auferstandene?!

Ihre Seele befand sich noch immer in tötenähnlichem Schlummer, er hatte ihre Seele noch immer

nicht geweckt; immer blieb es bei schwachen Versuchen, immer zeigte er sich feig.

Es war die höchste Zeit, sich aufzuraffen und die Schwäche von sich zu werfen; gleich diesen Abend wollte er den Anfang machen; gleich morgen sollte Tania beginnen, der Sache zu dienen. Dann würde er freier aufatmen können.

Wladimir begab sich in die Stadt, geradeswegs zu einem gewissen Dimitri Sassinow.

Dieser Herr Sassinow war eine der bekanntesten Persönlichkeiten Moskaus, Besitzer eines großen Vergnügungslokals, einer sogenannten „Spezialitätenbühne“. Herren und Damen aller Nationalitäten produzierten in dem Saale des Herrn Sassinow jeden Abend sowohl ihre Kunststücke, wie ihre Person. Es gab auf der ganzen Welt keine Abornmität, keine Geschicklichkeit, keine „Kunst“, welche Herr Sassinow dem verehrungswürdigen Publikum nicht präsentiert hätte; jede Ausgeburt des menschlichen Geistes, welche sich in der menschlichen Figur verkörpern ließ, führte in dem Etablissement des Herrn Sassinow Abend für Abend unter dem Beifallsjubel einer zahlreich versammelten Zuschauerschaft ihre Sprünge auf. Diese Zuhörer bestanden aus einer etwas gemischten Gesellschaft: Handwerker mit ihren Weibern oder Geliebten, Dirnen mit ihren Zuhältern oder zeitweiligen Besitzern, der Moskauer jeunesse dorée. Dem Herr Sassinow selbst war eine Spezialität in der Auswahl der Genüsse, die er einem verehrungswürdigen Publikum Abend für Abend vorsetzte. Besonders was den zarten Teil des reichhaltigen Menüs anbetraf, ließ Herr Sassinow es sich angelegen sein, den Besuchern seines Etablissements stets das Allerfrischeste und Aller pikanteste zu offerieren (darunter häufig „Kaviar fürs Volk“). So bildete Herrn Sassinows ausgezeichnetes Warenmagazin eine Bezugsquelle für die leiblichen Bedürfnisse der halben eleganten Moskauer Welt. Diesen Wohltäter der Menschheit suchte Wladimir auf und lernte an Herrn Dimitri Sassinow einen ältlichen, feisten Altrussen kennen, der nach Fett und Branntwein stank, in einem von Schmutz starrenden Kaftan steckte, einen langen, gelben Bart und lange schwarze Fingernägel hatte. Diese angenehme und würdevolle Persönlichkeit empfing Wladimir in seinem „Bureau“, einem dunkeln höhlenartigen Raum, der auf einen brunnenähnlichen Hof hinausging und von den Gerüchen seines Bewohners infiziert war.

„He, wer sind Sie und was wollen Sie?“ schrie der Würdige mit grober, schnarrender Stimme Wladimir an. Dann betrachtete er sich denselben näher und änderte seinen Ton. „Welche Spezialität haben Sie? Was fordern Sie für den Abend? Ich will Sie engagieren. Verstehen Sie sich auf das Trapez? Ein Mensch von Ihrer Figur sollte sich auf das Trapez verstehen. Ich hoffe, daß Sie kein Taschenspieler sind; als Taschenspieler könnte ich Sie nicht brauchen; nur in Trikot!“

Wladimir wurde zornig.

„Seien Sie doch nicht unverschämt, hören Sie! Für wen halten Sie mich? Ich bin kein Possenreißer.“

„Was sind Sie denn? Wenn Sie nicht das Trapez können und nicht in Trikot gehen wollen, so scheren Sie sich hinaus. Verstehen Sie!“

Wladimir mäsigte sich um der Sache willen.

„Ich owlte Sie fragen, ob Sie Lust hätten, eine Sängerin zu engagieren?“

„He?“

„Eine Bäuerin aus einem Steppendorf, die eine reizende Stimme hat.“

„Was tu' ich mit der reizenden Stimme? Ist die Person jung?“



„Achtzehn Jahre.“

„Hübsch?“

„Eine Schönheit.“

„Blond wahrscheinlich?“

„Allerdings.“

„Gut gewachsen?“

„Was geht das Sie an?“

„Was mich das angeht? Sind Sie verrückt? Wenn die junge Person nicht gut gewachsen ist, so kann ich sie nicht brauchen!“

„Nun, sie ist gut gewachsen.“

„Ist es Ihre Schwester?“

„Nein.“

„Ihre Geliebte?“

„Ja.“

Es waren geradezu Qualen, die Wladimir während dieses Verhörs litt; aber er hielt sie aus. Herr Sassinow fuhr fort: „Warum haben Sie die Person nicht gleich mitgebracht?“

„Ich wollte Sie erst fragen, ob Sie dieselbe brauchen könnten.“

„Welche Frage — wenn sie jung und hübsch ist.“

„Was werden Sie zahlen?“

„Ich muß sie erst gesehen haben.“

„Sie können mit mir kommen und sie sich betrachten.“

„Ich mit Ihnen können — — Ich glaube wirklich, der Mensch ist toll.“

„Die junge Person hat ein kleines Kind und ist sehr schüchtern, sehr zart, sehr — —“

Wladimir suchte nach dem rechten Worte und stockte. Herr Sassinow fing an zu begreifen.

„Ich verstehe: Sie wollen die junge Person verkaufen, Sie wollen ein Geschäft mit der jungen Person machen. Nun, das kommt vor, das ist mir schon vorgekommen. Wahrscheinlich ist die junge Person Ihnen ungemein zugetan. Uebrigens, wer sind Sie eigentlich?“

„Ich bin Student.“

„Nun ja, ich sehe, wie die Sachen stehen. Die junge Person weiß natürlich von nichts.“

„Von nichts.“

„Wie viel wollen Sie denn für sie haben?“

Wladimir nannte eine Summe, der Würdige schrie: „Sie sind toll! Scheren Sie sich hinaus! Ich sage, daß Sie toll sind! Wollen Sie wohl gleich gehen? He, wollen Sie wohl!“

Wladimir blieb ruhig stehen: „Sie bekommen sie nicht um eine Kopeke billiger.“

„Lassen Sie mich zufrieden!“

„Sie wollen also nicht?“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Ich gehe, Sie brauchen sich gar nicht zu ereifern. Herr Peter Petrowitsch wird das Geschäft mit mir machen.“

Herr Peter Petrowitsch war der Konkurrent des Herrn Dimitri Sassinow.

Wladimir setzte seine Mütze auf und schritt ohne ein weiteres Wort zur Tür; doch ehe er dieselbe erreichte, schrie Herr Sassinow, ganz braun im Gesicht: „So warten Sie doch; ich gehe ja mit Ihnen. Ist es weit! Wir können eine Droschke nehmen. Wollen Sie nicht vorher ein Gläschen trinken? Sind Sie aber hitzig!“

Wladimir wollte kein Gläschen trinken, so daß Herr Sassinow es für nötig fand, für ihn und für sich zwei Gläser zu nehmen. Darauf gingen sie, mieteten eine Droschke und fuhren in die Vorstadt. Unterwegs gab Wladimir Herrn Sassinow einige Verhaltensregeln, so daß dieser immer begieriger wurde, die junge Person kennen zu lernen. Als der Wagen vor dem Garten hielt, stand Tania, das Kind im Arm, am Fenster und als Wladimir über den Hof ging, hielt sie den Knaben empor, den

Kleinen seinen heimkehrenden Vaterweisend. Dann bemerkte sie den Fremden, erglühte über das ganze Gesicht und verschwand.

„War sie das?“

„Das war sie.“

„Und wie viel verlangen Sie dafür, daß sie bei mir singt?“

„Genau so viel, wie ich Ihnen gesagt habe.“

„Aber ich sagte Ihnen, daß Sie toll sind! Bedenken Sie, was die junge Person sich nebenher verdienen kann. Das ist ja die Hauptsache! Andere pflegen mir dafür zu zahlen, daß ich sie bei mir auftreten lasse. Was haben Sie?“

„Wenn Sie nicht gleich schweigen — —“

Herr Sassinow schwieg. Herr Sassinow war über den Ausdruck in Wladimirs Gesicht, über Wladimirs Blick, über Wladimirs Stimme so entsetzt, daß er sofort schwieg. Nach einer Weile flüsterte er: „Also die Sache ist abgemacht.“

„Das heißt?“

„Das heißt, daß ich Ihnen für die junge Person zahle, was Sie verlangen.“

„Soll sie Ihnen nicht vorher etwas singen?“

„Ist nicht nötig! Wann kann sie zum erstenmal bei mir auftreten?“

„Morgen.“

„Morgen erhalten Sie das Geld.“

„Sie wissen, gleich die ganze Summe.“

„Die ganze Summe, die ganze Monatsgage pränumerando ausgezahlt.“

„Abgemacht.“

Herr Sassinow dachte: Es ist ein gutes Geschäft; es ist ein sehr gutes Geschäft! Hoffentlich ist sie nicht gar zu tugendhaft. Obwohl — mir kann es gleich sein; ich mache auf jeden Fall ein gutes Geschäft. Es ist mir um ihretwillen! Um ihretwillen wünsch' ich, daß sie den schönen Burschen bald los wird. Das war ja vorhin ein wahrer Mörderblick. Schade, daß er nicht das Trapez kann. Eine prachvolle Figur für Trikot! Und die junge Person, wer weiß — —

Am Abend unternahm es Wladimir, Tania vorzubereiten. Er schickte Colja fort und als der Knabe zu Bett gebracht und eingeschlafen war, rief er Tania ins Zimmer hinüber; um keinen Preis hätte er drinnen in der Kammer bei dem Kinde davon reden können.

„Ich habe etwas mit dir zu besprechen. Setze dich.“

Tania setzte sich auf den Platz, den Wladimir ihr mit einer Kopfbewegung anwies. Er selbst stellte sich an das Fenster und schaute hinaus in die leuchtende Winternacht.

„Ich weiß, daß du mich lieb hast,“ begann er und stockte.

Tania sah zu ihm hinüber, mit einem Blick, einem Lächeln, einem Ausdruck, ganz Liebe, Hingabe, Glauben, Anbetung. Aber sie sagte nichts. Wladimir mußte wohl oder übel fortfahren: „Nun gut, du brauchst es mir wohl nicht erst zu versichern. Ich weiß es; deine Liebe für mich ist groß. Und so ist die meine für dich, wenn ich auch zuweilen rauh erscheinen mag — — Weine nicht! Du weißt, ich kann Tränen nicht ausstehen; Tränen reizen mich, bringen mich auf, machen mich wild, und ich möchte gern sanft und gütig gegen dich sein.“

Sie bezwang sich, die Tränen, welche er nicht leiden konnte, tapfer zurückdrängend. Nur in ihren Augen blieben sie funkeln und um ihren Mund zuckte es schmerzlich. Dann versuchte sie ein Lächeln; aber er sah nichts davon.

Wladimir begann mit größerer Ruhe: „Ich habe viele Aufregungen, schwere Szenen, heiße Kämpfe, alles Dinge, mit denen ich dich nach Möglichkeit

verschont habe; viel zu viel! Doch wie du nun einmal bist — und ich mache dir keinen Vorwurf daraus — kannst du deiner weichen Natur nach mein inneres Leben unmöglich teilen. Ich habe zuweilen schrecklich zu leiden; du weißt nichts davon.“

Ob sie wirklich nichts davon wußte? Hätte er ihren Blick gesehen, in ihrem Blicke die Todesangst, der Jammer, die unsägliche Liebe gelesen! Aber er sah sie nicht an, und sie blieb stumm.

„Es geht indessen nicht länger so,“ sprach Wladimir weiter. „Du mußt endlich davon erfahren, du mußt mich endlich dabei unterstützen, mir dabei helfen.“

„Ach, Wladimir!“

Wladimir fuhr zusammen. Dieses Wort seines Weibes war wie ein Freudenschrei gewesen, wie ein erstickter Jubelruf. Sich den Schweiß von der Stirn wischend, murmelte er: „Es wird dir schwer fallen, obgleich es im Grunde genommen gar nichts ist; es wird dir viele Tränen kosten, töricht wie du bist. Aber weil du mich liebhabst, und weil du doch eigentlich mein Weib bist, und weil ein Weib die Arbeit des Mannes teilen soll — — Ueberdies, es geschieht für die Sache, für die du noch keinen Finger gerührt hast, für das Volk, welches dir ganz gleichgültig zu sein scheint, für das Glück des Volkes. Mit einem Worte, es geschieht aus den stärksten Ursachen, aus den treibendsten Gründen. Was sagst du?“

„Daß ich mich freue; ach, so sehr!“

„Du freust dich?“

„Daß ich dir helfen darf — endlich! endlich!“

„Du weißt ja noch gar nicht, was du tun sollst.“

„Du wirst es mir sagen und ich werde es tun und es wird gewiß das Rechte sein.“

„Meinst du? Natürlich ist es das Rechte.“

„Also, was soll ich tun?“

Sie war in ihrer Erregung aufgestanden und zu ihm getreten. Aber Wladimir starrte immer noch, von ihr abgewendet, zum Fenster hinaus. Sie mußte es noch einmal sagen: „Was soll ich tun?“

„Es ist nur für kurze Zeit länger nicht als für einen Monat, höchstens. Du mußt jeden Abend, wenn das Kind schläft, dich hübsch anziehen und mit mir fortfahren. Denn ich bleibe bei dir, ich weiche nicht von deiner Seite, keiner soll sich unterfangen, dir nahe zu kommen.“

Und er ballte bei dem bloßen Gedanken, daß einer sich unterfangen könnte, ihr nahe zu kommen, seine Hände, knirschte mit den Zähnen und stöhnte laut auf.

„Wladimir! Wladimir!“

Ihr angstvoller Ruf brachte ihn zur Besinnung.

„Kurz und gut,“ bedeutete er ihr mit rauher Stimme, „du sollst einen Monat lang jeden Abend in einem großen Saal, darin sich viele Menschen befinden, eine Viertelstunde singen; Volkslieder und was du sonst weißt. Es ist das wenigste, was du für die Sache tun kannst; das mußt du doch einsehen. Genug; ich befehle es dir und du wirst gehorchen.“

Er stampfte mit dem Fuße auf, drehte sich um nach ihr und sah sie mit rollenden Augen an. Sie war sehr bleich und zitterte, sagte aber, daß sie es ganz gut einsähe, daß es in der Tat wenig von ihr verlangt sei, daß sie es gern tun würde; jeden Abend, einen Monat lang und noch länger.

Mit einer schüchternen Bewegung legte sie ihre Hand auf seine Schulter und lächelte ihn an.

Herr Sassinow machte es anders als andere; andere machten Reklame, stießen gewaltig in die Posaune, rührten nach Kräften die Trommel. Herr Sassinow tat nichts dergleichen. Alles, was am nächsten Tag in dem Programme der Spezialitätenbühne Herrn Sassinows über Tanias Debüt zu lesen stand,

beschränkte sich auf die einfache Konstatierung der Tatsache, daß vor der ersten großen Pause die Bäuerin Tania aus Eskowo Volkslieder singen würde. Das war alles! Herr Sassinow verschmähte es, die Bäuerin Tania und sein Etablissement an die große Glocke zu hängen.

In aller Frühe stieg Wladimir zu Natalia hinauf, die noch im Bette lag und eine schlechte Nacht verbracht hatte.

„Sie haben etwas,“ rief Natalia dem Eintretenden zu und fuhr in die Höhe.

„Nichts, das der Rede wert ist,“ erwiderte Wladimir mürrisch. „Seien Sie nicht so aufgeregt, das schadet Ihnen. Sie sind ja fast so ängstlich und nervös wie Tania Nikolajewna. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie den Tag über liegenbleiben und erst am Abend aufstehen möchten. Ruhen Sie sich also.“

„Was geschieht heute abend?“

„Eine Lächerlichkeit; aber ich möchte, daß Sie mit mir zugegen wären.“

„Sie wollen mit mir ausgehen?“

„Werden Sie kräftig genug sein?“

„Sicher! Das wissen Sie ja.“

„Das weiß ich. Uebrigens, was sagen Sie dazu? Ich werde noch heute jene Summe erhalten, die ganze Summe.“

„Wie mich das freut! Ich hegte indessen gar keinen Zweifel daran, daß Sie das Geld auftreiben würden; Sie können alles, was Sie wollen. Ich bewundere Sie.“

„Diesmal bin nicht ich es, sondern Tania, welche das Geld schafft.“

„Tania?“

„Sie wird heute abend in dem Tingeltangel des Herrn Sassinow Volkslieder singen. Sie sollen mich begleiten und Tania singen hören. Herr Sassinow zahlt mir heute die ganze Summe aus; wir haben ein festes Abkommen für einen Monat getroffen.“

„Wladimir!“ schrie Natalia auf. „Was haben Sie sich angetan! Und ich vermag Ihnen in nichts beizustehen, ich habe keinen Balsam für Ihr blutendes Herz; Sie geben Ihr Heiligtum hin und alles, was ich tun kann, ist, daß ich hier liege und mit dem Tode ringe und den Tod bezwingen werde, bis ich Sie als den Helden des russischen Volkes anerkannt weiß.“

Und sie wälzte sich auf ihrem Lager, ächzend und in Quälen sich windend.

(Fortsetzung folgt.)

### Humoristisches.

Unsere Kinder. Lehrerin: „Wie nennt Ihr Gott, wenn er Euch Gutes tut?“ — Kind: „Einen gütigen Gott.“ — Lehrerin (nachdem sie mehrere Beispiele aus der biblischen Geschichte angeführt hat): „Und wie würdet Ihr die Witwe nennen, der der Herr den Sohn erweckt hat?“ — Kind (sich stürmisch meldend): „Die lustige Witwe.“

Ganz sicher. Lehrer: „Sage mir, wann muß man die Aepfel abplücken?“ — Schüler: „Wenn der Hund angebunden ist.“

Auf Umwegen. Fremder (zum Dorfbader): „Sind Sie schwerhörig?“ — „O nein, Euer Gnaden!“ „Na, es scheint mir doch, als ob Sie statt ‚rasiren‘ — ‚seziren‘ verstanden hätten!“

Frech. Hausfrau (zum neu eintretenden Dienstmädchen): „Und vor allem, Verehrer gibt es bei mir nicht!“ — Dienstmädchen: „Alle Achtung! Das ist anständig von Ihnen; meine frühere Gnädige hatte fünf!“

